14. Jahrgang.

Österreichisch-Ungarische Revue.





Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

27. Band, 3. Heft.

1901. 1901.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler,

Wien und Leipzig.

Inhalt.

Ew. pp.!

Indem die hochachtungsvollst Gefertigte sich die Ehre gibt, sämmtlichen verehrten Gönnern des Unternehmens an der Schwelle des neuen Jahrhunderts die tiefstgefühlten Glückwünsche darzubringen, leiht sie gleichzeitig ihrem innigsten Danke für das der „Österreichisch-Ungarischen Revue" seit Jahren in nicht genug zu rühmender Beharrlichkeit zugewandte edelsinnige Wohlwollen, für die bei jeder Gelegenheit bekundete großmüthige Nachsicht gebürenden Ausdruck, wobei sie sich der erfüllungsgewissen Hoffnung überläst, es werde der Monatsschrift die nämliche Nachsicht, dasselbe Wohlwollen in ungeschwächtem Grade auch im 20. Jahrhundert bewahrt bleiben und ihr so die unentbehrliche Stütze ihrer patriotisch-literarischen Bestrebungen bieten!

Jenen p. t. ständigen Abonnenten, welche auf den späteren kostenfreien Nachbezug augenblicklich vergriffener „Revue"-Nummern Anspruch haben, diene unter einem zur gefälligen Kenntnis, dass die Vorbereitungen zu dem geplanten Neudruck sich mehr und mehr dem ersehnten günstigen Abschlusse nähern, der thatsächliche Beginn des Werkes mithin zu einem nicht allzu fernen Zeitpunkte zu gewärtigen steht.

Wien, am 31. Jänner 1901.

Hochachtungsvollst

Die Redaction

der „Österreichisch-Ungarischen Revue".

Die Hebung des ungarischen Bauernstandes.

Budapest. Von **Mosco-Wiener.**

(Fortsetzung.)

Die volksthümliche Viehzucht, deren Bedeutung in dem Verhältnisse zunimmt, je ungünstiger die Lage der Landwirtschaft wird, bildet den Schwerpunkt des ungarischen Wirtschaftsbetriebes überhaupt und der bäuerlichen Wirtschaft insbesondere, nachdem mehr als die Hälfte des gesammten Viehstandes, drei Viertheile des in den Wirtschaften befindlichen Viehes dem Kleingrundbesitze angehören und bei dem Zwergbesitze 113 Stück, bei dem eigentlichen Kleingrundbesitze 49 Stück, bei dem Mittelgrundbesitze hingegen nur 28 Stück und bei dem Großgrundbesitze 32 Stück auf Rinder reduciertes Vieh (1 Rind = 1 Pferd = 5 Schweine = 10 Schafe) auf 100 Catastraljoch Ackerland entfallen.

Die Größe des Viehstandes innerhalb der Länder der ungarischen Krone drückt sich in folgenden Zahlen aus:

	Zwergwirtschaften		Kleine Wirtschaften		Zusammen	
	Stück	%	Stück	%	Stück	%
Rinder . . .	1,120.832	31·23	3,944.221	31·50	5,065.053	31·43
Pferde	316.620	8·82	1,579.675	12·61	1,896.295	11·77
Esel	7.747	0·22	4.848	0·04	12.595	0·08
Maulthiere .	819	0·02	587	—	1.406	0·01
Ziegen . . .	104.147	2·90	167.959	1·34	272.106	1·68
Schweine . .	1,455.373	40·55	3,495.182	27·91	4,950.555	30·73
Schafe . . .	583.614	16·26	3,330.618	26·60	3,914.232	24·30

Hausthiere auf Rinder	Zwergwirtschaften Stück	%	Kleine Wirtschaften Stück	%	Zusammen Stück	%
reduciert. .	1,802.398	—	6,572.629	100·00	8,375.027	—
Geflügel . .	8,763.062	—	16,807.565	—	25,570.627	—
Bienenstöcke .	172.596	—	447.357	—	619.953	—

Am stärksten wird demnach die Rinderzucht und Schweinezucht betrieben, jedoch ist auch die Pferdezucht, namentlich in den kleinen Ökonomien, verbreitet, während in den Zwergwirtschaften die Schweinezucht in den Vordergrund tritt. Das umgekehrte Verhältnis findet bei der Schafzucht statt. Die Viehzucht erscheint in den Landestheilen mit weniger Ackerboden bedeutender, ein Zeichen, dass nicht der Futterbau, sondern Wiesen und Weiden die Grundlage der bäuerlichen Viehzucht bilden, welcher es mithin noch nicht gelungen ist, sich aus ihren extensiven Formen zu befreien. Doch wirkt in neuester Zeit die materielle und moralische Unterstützung der Regierung wie auf die Standesvermehrung, so auf die Wertsteigerung der Landesviehzucht direct und indirect durch Anspornung der gesellschaftlichen Thätigkeit mit.

Das verbindende Glied dieser zwei Factoren sind die gemäß Gesetzartikel XII: 1894 über Landwirtschaft und Feldpolizei errichteten Viehzuchtbezirksinspectorate, welche Institution sich im Interesse der allgemeinen Zucht so gut bewährte, dass die Zahl der Inspectorate von sechs auf elf erhöht wurde. Ihre Aufgabe ist es, darüber zu wachen, dass die zur Haltung von Vaterthieren verpflichteten Gemeinden und andere Corporationen mit der nöthigen Anzahl von qualitätsvollen und reinblütigen Vaterthieren versehen werden, sie haben die Beobachtung der Zuchtregeln zu beaufsichtigen, wo solche mangeln, sie zu concipieren, wo dieselben sich praktisch nicht bewährten, deren Änderung zu veranlassen, bei der Prüfung der Vaterthiere sowie der Gemeindeherden zu assistieren, in Stammbuchs-, Weideaustheilungsangelegenheiten ꝛc. zu intervenieren, Prämiierungen zu erwirken, die Gründung von Zuchtgenossenschaften zu erleichtern, Vereinen und Gesellschaften, ebenso einzelnen Personen mit fachlichem Rathe zu dienen, an der Abhaltung von Wintercursen und landwirtschaftlichen Vorträgen zu participieren. Das Resultat zeigt sich schon heute in dem allmählichen Verschwinden der zurückgebliebenen und geringwertigen Thiere aus den Gemeindeherden und in der Geltendmachung einer gesunden und zielbewussten Zuchtrichtung.

Namentlich in der Beschaffung von vorzüglichen Vaterthieren aus den Zuchten der Staatsgüter und des Privatbesitzes und in der Aus-

theilung derselben an die Gemeinden mit Preisnachlässen und Zahlungsbegünstigungen entwickelt der Ackerbauminister eine jährlich steigende Thätigkeit. Auch die Provinzialprämiierungen mit staatlicher Unterstützung haben sich für die Hebung der viehzüchterischen Kenntnisse und der Lust zur Viehzucht bei den kleinen Landwirten sehr bewährt; außerdem veranstalten viele Vereine Prämiierungen aus eigener Kraft. Nicht minder äußert sich die gesellschaftliche Mitwirkung an manchen Orten durch die Errichtung von Viehzuchtvereinen oder Viehzuchtgenossenschaften und Weidegesellschaften zur Verbesserung und Ausgleichung des bäuerlichen Viehstandes. Noch muss der von einzelnen Vereinen unterhaltenen Zuchtstationen und der mit Licitationen verbundenen Kaufs- und Verkaufsvermittlung licentiierten Zuchtmateriales der kleinen Landwirte bedacht werden, welche als Antrieb für die Entwicklung der Zucht manchen Vortheil haben.

Die viehzüchterischen Erfolge können jedoch nur durch eine strenge Handhabung des Veterinärwesens und der damit in Zusammenhang stehenden entsprechenden Verwertung der Thierproduction gesichert und gehoben werden. Unter den thiergesundheitlichen Maßnahmen verdient der G. A. VII.: 1888, welcher der Ausbreitung ansteckender Krankheiten Grenzen zog und die Stabilität des ungarischen Viehexportes anbahnte, besondere Erwähnung. Namentlich die Ausrottung der infectiösen Lungenseuche, die zeitweise riesige Decimierungen in dem Rinderstande Ungarns anrichtete, sowie der Maul- und Klauenseuche wurde mit gutem Resultate bewerkstelligt, während der Schutz gegen die Tuberculose noch der amtlichen Regelung entbehrt, die Schweineseuche trotz aller Anstrengungen noch nicht localisiert werden konnte. Eine Wohlthat für die kleinen Landwirte ist die im Jahre 1899 mit Österreich vereinbarte Veterinärconvention, wodurch der freie Viehverkehr erleichtert und eine strengere Handhabung des Veterinärdienstes ermöglicht wurden, welche letztere die Grenzcontrole der Viehsendungen und die rationelle technische Einrichtung und staatliche Überwachung der Viehmärkte zur Folge haben wird. Ein weiterer Schritt ist der G. A.: 1900 über die Verstaatlichung des Veterinärdienstes gemäß seiner Wichtigkeit für die Landesviehzucht, welcher mit einer beträchtlichen Vermehrung des ungenügenden Thierärztestandes verbunden sein wird. Das auf die Stabilisierung des Viehstandes abzielende Gewährleistungsgesetz und ein die Exportinteressen förderndes, desgleichen ein schützendes Gesetz über die Viehversicherung harren noch der Promulgierung.

Auf die mit der Zucht Hand in Hand gehende Fütterung und Pflege des bäuerlichen Viehstandes wird seitens der amtlichen Factoren noch zuwenig Gewicht gelegt. Der ungarische Kleingrundbesitzer hängt vielerorten an dem altgewohnten, mit einer rationellen Viehzucht nicht zu vereinbarenden Schlendrian. Die Durchführung der im G. A. XII: 1894 bestimmten Regelung der gemeinsamen Weideangelegenheiten entspricht mangels der sachlichen Gründlichkeit und Strenge nicht den darein gesetzten Erwartungen in Bezug auf die Verhinderung der Weideauftheilung, auf die Sicherung und Verbesserung der bestehenden und auf die Gründung neuer Gemeindeweiden. Die Erkenntnis der Wichtigkeit einer rationellen Fütterung und sorgsamen Wartung des Viehes im Stalle für den Zuchterfolg, für die Gesundheitspflege und das Erträgnis der Viehhaltung und die hierbei zu beobachtenden Regeln sind in die breiteren Schichten der kleineren Landwirte noch nicht eingedrungen; sie warten einer an die localen Verhältnisse angepassten belehrenden Aufklärung.

Einer gründlichen Reform ist das Marktwesen bedürftig. Der seit Jahrzehnten ohne Ziel und Plan geübte Vorgang zeitigte das Resultat, dass die ungarischen Provinzmärkte keinerlei commerzielle Organisation besitzen. Der Mangel an Viehhandelsemporien mit amtlichem Charakter für die Production und den Bedarf einzelner Gegenden ist ein empfindlicher. Nicht viel besser ist es um die eigentlichen Zuchtviehmärkte bestellt. Eine Ausnahme bilden die im Jahre 1896 und 1899 abgehaltenen großen Landesviehausstellungen als getreuer Spiegel der sich rasch entwickelnden ungarischen Viehzucht.

Die Pferdezucht des Landes befindet sich großentheils in den Händen der kleinen Landwirte, nachdem von dem Stande aller Wirtschaften per 2,162.423 Stück auf Zwergwirtschaften 14·64%, auf kleine Wirtschaften 73·06%, zusammen 87·70% entfallen. Welcher Ausdehnung jedoch die Pferdezucht noch fähig ist, beweist, dass durchschnittlich in keinem Municipium mehr als 1 Pferd in den Zwergwirtschaften und mehr als 3 Pferde auf einem kleinen Besitze gehalten werden. Die Förderung der Landespferdezucht ist in Ungarn fast ausschließlich Aufgabe des Staates, welcher schon seit Beginn der constitutionellen Ära hauptsächlich behufs Deckung des Heeresbedarfes durch die Beschaffung wertvoller Deckhengste für die gleichförmige Zucht und Veredlung des inländischen Materials mit englischem und arabischem Blute thätig war. Im Jahre 1899 standen 3495 Staatshengste den Züchtern zur Verfügung, wovon 182 Stück an einzelne Gemeinden übergeben, 244 Stück

an Privatzüchter vermietet und 3069 Stück in 974 Deckstationen untergebracht sind, mit welchen 153.745 Stuten belegt wurden, hierzu kamen 339 Stück Gemeindehengste und 1522 durch die Districtscommissionen zur Zucht licentiierte Hengste mit 111.660 gedeckten Stuten, zusammen 5356 Hengste und 265.405 gedeckte Stuten, eine Zahl, welche kaum in einem zweiten Staate erreicht werden dürfte. Die in den Staatsgestüten Bábolna, Kisbér, Mezőhegyes und Fogaras aufgestellten 80 Pepinièrehengste, ebenso die in den Privatgestüten befindlichen, der allgemeinen Zucht nicht zugänglichen Beschäler sind in diese Berechnung nicht einbezogen. Demungeachtet macht sich noch immer das Bedürfnis nach Vermehrung der Staatshengste und Deckstationen geltend. Ersterem Mangel wird durch die Nachzucht der Staatsgestüte und den Ankauf von edlen Hengstenfohlen aus 41 im Vertragsverhältnis zu dem Ministerium stehenden renommierten Privatgestüten abgeholfen. Gemäß der steigenden Hengstenzahl werden jährlich neue Deckstationen errichtet, damit auch in den entferntesten Theilen des Landes die Pferdezucht gefördert, die Decktaxen herabgesetzt und so selbst dem armen Manne die Benützung der qualitätvollen ärarischen Hengste ermöglicht werden. Eine noch nicht genug gewürdigte Aufgabe der Comitatsverwaltungen ist die Fürsorge für Beschaffung und rationelle Haltung geeigneter Gemeindehengste.

Nachdem die Staatsgestüte den Jahresbedarf der Hengstendepots theilweise decken sollen, wird auch der Stutenstand derselben, welcher 1898 schon 3775 Stück betrug, jährlich vermehrt. Für die Auswahl der Mutterthiere bäuerlicher Züchter wirkt der Staat durch die Gründung von Pferdezuchtgenossenschaften, auf welchem Gebiete die Mezőhegyeser Gestütsleitung im Jahre 1893 die Initiative behufs Vereinigung der bäuerlichen Landwirte zur Zucht gleichförmiger, edlerer und schwererer Reit- und Wagenpferde, des sogenannten Mezőhegyeser Landschlages, ergriff. Im allgemeinen jedoch ist das Stutenmaterial der bäuerlichen Zucht minderer Qualität, da das gute Material der Nachzucht zumeist verkauft wird. Durch Aneiferung zur Befolgung des Mezőhegyeser Beispieles entsprechend der localen Zuchtrichtung, ebenso durch Stutenprämiierungen müsste hier der Staat seinen Einfluss geltend machen. Die Militärverwaltung hingegen sollte schon im eigenen Interesse ausgewählte Brakstuten auf den alljährlich veranstalteten Licitationen und an inländische Züchter abgeben.

Bezüglich der Zuchtrichtung wird auf die verschiedenen Typen des starken, knochigen, höher gewachsenen halbblütigen Reit- und Wagen-

pferdes, welches sowohl der steigende Heeresbedarf für Artillerie- und Fuhrwerkszwecke, als auch die intensivere Bodencultur verlangen, das größte Gewicht gelegt. Die arabische und englische Vollblutzucht dient hierbei als Corrector der volksthümlichen Zucht, um die durch Arbeit und Haltung entstehenden Fehler an Adel und Gestalt wieder auszugleichen. Die Ausdehnung der schweren abendländischen Schläge ist in Anbetracht der wenig geeigneten Boden- und klimatischen Verhältnisse und der geringen Neigung des kleinen Züchters beschränkt. In den Gestüten und Depots sind neben dem englischen und arabischen Voll- und Halbblute die Lippizaner und norischen Schläge vertreten. Von der Einführung des amerikanischen Blutes wurde abgesehen. Hingegen wäre die Aufstellung eines Stammgestütes für Gebirgspferde erwünscht, um die kleinen, viele gute Eigenschaften besitzenden, aber verkümmerten Bauernpferde der Karpathengegenden zu veredeln. Im Interesse der Aufzucht wäre der Institution genügender und qualitätsvoller Fohlenweiden mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Um die bäuerliche Halbblutzucht auszuprobieren und das Interesse hierfür rege zu halten, wäre endlich die Anordnung von volksthümlichen Provinzrennen durch deren Dotierung mit Staatspreisen zu begünstigen.

Für den Pferdehandel und Pferdeexport bestehen Märkte von Bedeutung. Die für das Heer benöthigte Anzahl wird zumeist durch die ständigen Pferdeschaucommissionen an Ort und Stelle in größeren und kleineren Zuchten beschafft. Auch die Zuchthengste werden mit Ausnahme der erstclassigen Vollbluthengste im Lande eingekauft, damit den einheimischen Züchtern zum lohnenden Absatze ihrer Producte Gelegenheit geboten werde. Doch wird ein Theil des Pferdebedarfes für das Militärärar noch durch Händler gedeckt, deren reichlicher Zwischennutzen namentlich den kleinen Züchtern erheblichen Preisdruck verursacht. Das Princip des directen Kaufes sollte durchgehends zur Anwendung gelangen.

Nach der Pferdezucht hat der Kleingrundbesitz an der Rinderzucht des Landes den größten Antheil, denn es entfallen von dem Gesammtstande aller Wirtschaften per 6,381.736 Stück 79·45% auf kleine Wirtschaften, woran der Zwergbesitz mit 17·56%, der eigentliche Kleingrundbesitz mit 61·89% participieren. Doch ist auch hier das relative Verhältnis nicht befriedigend; durchschnittlich kommen auf einen Zwergbesitz 0·76 Stück, auf einen Kleingrundbesitz 3 Stück Rind. Im allgemeinen ist die Rinderhaltung in Gegenden mit geringerem Pferdestande von beträchtlicherer Ausdehnung, jedoch gibt es keinen Zwergbesitz,

welcher mehr als 2 Stück, keinen Kleingrundbesitz, welcher mehr als 5 Stück Rinder im Comitatsdurchschnitte aufweist. Die ungarische Rinderzucht steht auch qualitativ noch nicht auf dem höheren Niveau der Pferdezucht dieses Landes, da für ihre zielbewusste Hebung in früheren Zeiten wenig gethan wurde, während andererseits die Veränderung der natürlichen Ernährungsverhältnisse, das Aufackern der Wiesen und Weiden, die Einschleppung von Seuchen und die durch den lucrativen Import ausländischer Rassen geförderte sinn- und planlose Kreuzung sowohl auf die Zahl, als auf die Gleichförmigkeit des Standes eine schädliche Wirkung übten. Erst seit den Neunzigerjahren eilt die Rinderzucht mit Hilfe der Unterstützung des Ackerbauministeriums und dank den Bemühungen der landwirtschaftlichen Vereine und der zwecks Production guter Rassenthiere eifrig betriebenen Privatzucht einem raschen Aufschwunge entgegen.

Wenn bei der Pferdezucht der staatliche Einfluss die Grenzen kleinerer, abgeschlossener Zuchtgebiete nivellierte, so wird bei der volksthümlichen Rinderzucht das Schwergewicht auf die nach gesetzlicher Eintheilung geschaffenen Zuchtbezirke gelegt, deren Zweck es ist, in jedem einzelnen Rayon ein einheitliches Princip in der Zuchtrichtung zum Ausdrucke gelangen zu lassen. In jedem Zuchtbezirke wird jene Rasse von den staatlichen Viehzuchtinspectoren propagiert, deren Zucht den localen Verhältnissen am besten entspricht. Es wurden die amtlichen Vaterthieruntersuchungen eingeführt und nur der Gebrauch der mit Licenz versehenen Stiere für die allgemeine Zucht gestattet. Hierzu kommt die materielle Unterstützung der Viehzucht armer Gegenden durch kostenlose Vertheilung oder zu ermäßigtem Preise erfolgende Abgabe von Zuchtstieren, während die wohlhabenderen Gemeinden bei Begünstigung der Ratenzahlung Stiere in immer größerer Anzahl vom Staate beziehen. Der Bedarf wird durch die staatlichen Wirtschaften und Stieraufzuchtstationen sowie durch die privaten Zuchten gedeckt. Diesem Zwecke und dem Interesse der Gebirgsbetriebe dient die Alpenwirtschaft, deren Einbürgerung durch die Ruthenenaction des Ackerbauministers im Beregher Comitate veranlasst wurde. Eine weitere Ausdehnung derselben auf das Gebiet der 2 Millionen Joch umfassenden Alpenweiden, die ihre Erschließung für entferntere Gegenden durch Ermäßigung der Bahntarife für dahin geleitete Jungviehtransporte, Errichtung von Stierzuchtstationen dortselbst nach dem Muster der Hengstendepots, Gründung von Alpengenossenschaften &c. fänden, würde nicht nur die Ertragsfähigkeit des Gebirgsbetriebes bedeutend heben, sondern auf die Rinderzucht des Landes selbst vom heilsamsten Einflusse sein.

Die Aufgabe der Zucht ist, sowohl den unter den heimatlichen Verhältnissen sehr schätzbaren, durch Widerstandskraft, Genügsamkeit und Zugleistung hervorragenden ungarischen Rinderschlag zu erhalten und zu verbessern, als auch den kleinen Landwirt in den hierfür geeigneten Gegenden zur Zucht westländischer Rinderrassen für die Fleisch- und Milchproduction zu ermuntern. In letzterer Beziehung verfügt Ungarn bereits über große Zuchten von hoher Vollkommenheit, welche den Stierbedarf der Gemeinden mit trefflichen Exemplaren zu decken imstande sind, und an diese Pepinièren reihen sich schon viele kleinere Zuchten ebenbürtig an. Es wird demnach der Import beschränkt und auf die Verbesserung, Veredlung und gleichförmigere Gestaltung leistungsfähigen Viehstandes mittelst einheimischen Materials das Hauptaugenmerk gerichtet. Ein eigentlicher Berg- und Niederungstypus kann nicht unterschieden werden, doch ist für die Ausbildung der breitstirnigen, bunten und kurzhornigen braunen Rasse der Grundstein gelegt, während die kurzköpfige Rasse keinen allgemeineren Anklang findet. An dem Eisenburger und Bonyháder Vieh besitzt Ungarn entsprechende Landschläge. Die Gründung anderer Landschläge mit Benützung und Veredlung des acclimatisierten Materials wäre Aufgabe von staatlich unterstützten Zuchtvereinen. Die Organisation des Handels befindet sich in den ersten Stadien der Entwicklung. Dies gilt ebenso für die Zuchtvieh- als für die Mastvieh- und Wirtschaftsviehmärkte, welche einer Regelung und theilweisen Umformung bedürftig sind.

Die allgemeinen Ursachen, welche die Standesverminderung der Schafzucht von 1884 bis 1895 bewirkten und in dem Aufbrachen der Weiden, dem Sinken der Wollpreise und vexatorischen Schutzmaßregeln des Auslandes gegen die Einfuhr von Schaffleisch liegen, konnten auch den Kleingrundbesitz nicht unberührt lassen. Von dem gesammten Schafstande per 7,892.642 Stück entfallen auf Zwergwirtschaften 7·39%, auf kleine Wirtschaften 42·20%, somit 49·59% auf kleine Betriebe. Participiert demnach in Bezug auf die absolute Größe der kleine Grundbesitz mit dem halben Antheile an dem Schafstande sämmtlicher Wirtschaften, so ist er im Vergleiche zur Zahl der Betriebe doch nicht bedeutend. Auf einen Zwergbesitz entfallen 1·26 Stück, auf einen Kleingrundbesitz 4·78 Stück Schafe, welche fast ausschließlich durch die unter heimischen Verhältnissen schätzbaren, abgehärteten, grobwolligen und granenhaarigen Raczka- und Zigaja-Landschläge repräsentiert sind. Die edlere Zucht wird beinahe nur auf umfangreicheren Gütern, hauptsächlich auf dem Herrschaftsbesitze betrieben. Die durch die Regie-

rung gegründete Wollconditionierungsanstalt, sonst ein Muster ihrer Art, und die unter ihrem Patronate abgehaltenen Wollauctionen haben daher für den kleinen Züchter wenig Relevanz. Mehr Berücksichtigung verdient vom Standpunkte der bäuerlichen Zucht die Ausbreitung und Veredlung des Milchschafes, dessen Product, der Schafkäse, bei seinem zunehmenden Consum eine nicht zu verachtende Einnahmsquelle für den kleinen Gebirgslandwirt werden könnte. Im allgemeinen jedoch wird die Entwicklung dieses Zuchtzweiges auf jene Gebiete beschränkt bleiben, in welchen derselbe zwecks Ausnützung der mageren Weiden einen unentbehrlichen Bestandtheil der Wirtschaft bildet.

Die Ziegenzucht, der ausschließliche Nutzungszweig der Zwergbesitze, wird nur auf der Weide von Gebirgswirten vereinzelt und irrationell betrieben. In Curorten und Sommerfrischen erscheinen diese anspruchslosen Thiere in größerer Zahl. Doch müsste deren Pflege und Behandlung in Ansehung ihrer wirtschaftlichen und socialen Bedeutung seitens der Viehzuchtinspectoren erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Für den Schweinestand besitzen die Daten der letzten statistischen Conscription keine Giltigkeit, denn die im Jahre 1895 ausgebrochene Schweineseuche hat bei 2 Millionen Stück vernichtet. Dies ist besonders für den kleinen Landwirt, nachdem die Schweinemast ein wesentliches Moment der bäuerlichen Wirtschaft bildet, ein harter Schlag. Die Seuche ist wohl aus einigen Gegenden verschwunden, doch greift sie in bisher verschonten Gebieten aufs neue um sich, ohne dass es gelungen wäre, ihrer Herr zu werden. Die von der Regierung angestrebte Localisierung der Schweinezucht und Decentralisation des Schweinehandels sind Maßregeln, um das verlorene Terrain Schritt für Schritt wieder zurückzugewinnen, während den veterinärpolizeilichen Vexationen des Auslandes durch die Einrichtung von Schweineschlacht- und Stechbrücken und Industrieetablissements für die Fleischverarbeitung begegnet werden soll. Hierzu braucht es jedoch großer Mittel und ausdauernder Mühewaltung.

Im Gegensatze zu der infolge ungünstiger Verhältnisse theilweise darnieder liegenden Schaf- und Schweinezucht befindet sich die ungarische Geflügelzucht, diese Nutzungs- und Einnahmsquelle der Hauswirtschaft des kleinen Landmannes, in vorwärts strebender Entwicklung. Es ist nicht das letzte Verdienst des Ministers, dass er die Hebung der Geflügelzucht zu einer Landesangelegenheit machte und seine Aufmerksamkeit allen ihren Bedürfnissen zuwendend, dieses Stiefkind der

landwirtschaftlichen Production aus seinem verkümmerten Zustande erlöste. Die fördernden Maßregeln giengen hauptsächlich dahin, das in vieler Beziehung schätzbare inländische Hausgeflügel durch Blutauffrischung und Kreuzung mit geeigneten edlen fremden Rassen zu verbessern, das Sachverständnis zu vermehren und somit der Geflügelzucht zu lohnenderem Betriebe und freierem Aufschwunge zu verhelfen. Zum Zwecke der Erzielung eines gleichförmigen Standes heimatlicher Landschläge von den gewünschten Nutzungseigenschaften werden die erprobten Langshan- und Plymouthhühner-, Bronze- und französischen Truthühner-, Emdener Gänse- und Pekinger Entenrassen theils in staatlichen Wirtschaften in größerer Zahl gezüchtet, theils von Provinzzüchtern angekauft und gegen das gewöhnliche Hausgeflügel der Gemeinden und kleinen Züchter eingetauscht sowie zahllose Geflügelstämme unentgeltlich abgegeben. In dieser Beziehung ist das staatliche Geflügelinspectorat mit der im Jahre 1898 errichteten staatlichen Geflügelzuchtstation zu Gödöllő und ihren acht Filialen thätig, deren Aufgabe es ferner ist, zur Verbreitung der Fachkenntnisse von der Haltung und Pflege, Züchtung, Mästung und Vorbereitung des Geflügels für den Markt geübte Arbeitskräfte auszubilden und dem landwirtschaftlichen Publicum zur Verfügung zu stellen. Außerdem werden zwei Fachzeitschriften durch das Ministerium subventioniert und den Lehrern unentgeltlich zugemittelt. Die Verwertung betreffend, werden bei den Milchgenossenschaften Eiersammelstationen, welche auch Classification und Verpackung besorgen, creiert. Es wird die Gründung der namentlich im Alföld Anklang findenden Eierverwertungsgenossenschaften für den Export nach den Hauptabsatzmärkten England und Deutschland unterstützt, wodurch die Producenten einen bedeutend besseren Preis erreichen, und für eine schnelle Frachtung nach dem Auslande auf den Linien der königlich ungarischen Staatsbahnen vorgekehrt. Der Erfolg erhellt aus den Ziffern des Auslandshandels, der Wert des Exportes von Geflügel in lebendem und geschlachtetem Zustande, von Eiern und Federn stieg binnen kurzem trotz der scharfen Concurrenz der fremden Producte auf unseren Auslandsmärkten auf mehr als 50,000.000 *K*, welche Summe fast ausschließlich den kleinen Landwirten zufließt. Diese könnte noch gesteigert werden, wenn die Gesellschaft durch Abhaltung von Ausstellungen, Eröffnung von Markthallen und durch genossenschaftliche Organisation der Verwertung größere Aufmerksamkeit zuwenden, der Staat der billigeren und rascheren Verfrachtung der Geflügelproducte und außerdem der Regelung der Gesundheitspflege des von manchen

verlustbringenden Seuchen bedrohten Geflügels intensivere Fürsorge schenken wollten.

Ein wichtiger landwirtschaftlicher Betriebszweig des Kleingrundbesitzers ist die Bienenzucht, deren neuester Aufschwung neben der Initiative einzelner und der Wirksamkeit der Fachvereine hauptsächlich dem Staate zu verdanken ist. Die im Jahre 1898 gegründeten drei Bienenzuchtvereine tragen wie der vom Staate subventionierte Landesbienenzuchtverein, welcher die Verwertung, respective den Verkauf des Honigs organisiert, zur Verbreitung der rationellen Imkerei vieles bei; den Centralpunkt für die diesbezüglichen Actionen bildet die im Jahre 1899 zu Gödöllő errichtete staatliche Bienenwirtschaft. An dieser Anstalt werden periodisch Bienenzuchtcurse für Pfarrer, Volksschullehrer, kleine Landwirte und zur Ausbildung von Bienenzuchtarbeitern abgehalten, um die praktischen Zuchtmethoden, die rationelle Behandlung, industrielle Verarbeitung und Verpackung des Honigs kennen zu lernen, werden Samen der Honig erzeugenden Bäume und Sträucher produciert, Bienengeräthschaften und Bienenkörbe hergestellt und jährlich an bedürftige Interessenten vertheilt, an der mit dem Institute verbundenen Versuchsstation hingegen wird die Schaffung und Erhaltung einer ständigen guten Honigweide angestrebt und werden die neuen Bienenwirtschaftsgeräthe auf ihre Brauchbarkeit geprüft. Für die Popularisierung der bienenwirtschaftlichen Kenntnisse im Lande sind außerdem ein ministerieller Inspector und 7 Specialwanderlehrer thätig und ist in den Lehrerpräparandien die Bienenzucht als ordentlicher Unterrichtsgegenstand eingeführt. Endlich werden an kleine Landwirte Subventionen ertheilt, um ihnen den Besuch der Lehrcurse in Gödöllő zu ermöglichen. Diese Maßnahmen bewirkten, dass der bis dahin im Auslande kaum gekannte ungarische Honig sich in kurzer Zeit einen guten Ruf errang und außer den im Inlande abgesetzten erheblichen Mengen schon jetzt Honig im Werte von über 2,000.000 *K* jährlich exportiert wird. Die Entwicklung der Bienenzucht bewegt sich in den richtigen Bahnen und berechtigt mit Rücksicht auf ihre kräftige Förderung zu den besten Hoffnungen.

Die für die ärmsten Schichten der ländlichen Bevölkerung so große Bedeutung besitzende Seidenzucht zeigt unter der verständigen Leitung des seit 20 Jahren selbstlos thätigen Regierungscommissärs für diesen Verwaltungszweig, welcher in 14 Bezirksinspectoraten mehr als 200 Fachorgane beschäftigt, ohne dem Staate irgendwelche Mehrausgaben zu verursachen, den gleichen Gang aufstrebenden Gedeihens,

auf welchen hauptsächlich der Zuwachs an Maulbeerbäumen und die Hebung des Fachverständnisses belebend wirkten. In erster Beziehung wurde die Züchtung der Maulbeerpflänzlinge in den staatlichen Forst- und Obstbaumschulen und die unentgeltliche Verabreichung von Pflänzlingen und Samen an die Gemeinden, welche darnach eine rege Nachfrage bekunden, forciert. So konnten 1898 schon 6,000.000 Pflänzlinge und 3000 l Samen ausgefolgt und circa 240.000 Maulbeerbäume von den Seidenzuchtinspectoraten auf ihren stabilen Standort versetzt werden. Zur Hebung des Sachverständnisses hat das Landesinspectorat volksthümliche Flugschriften ausgegeben und die Gemeinden der Seidenzucht treibenden Gegenden, jeden einzelnen Züchter und sämmtliche Volksschulen mit Bildertafeln und erklärendem Text versehen. Nachdem die Verwertung der Production dem Inspectorate obliegt, so musste nicht minder für eine entsprechende Qualität der ausgetheilten Eier, für eine richtige Behandlung der Cocons sowie für die Anwendung aller bewährten Errungenschaften bei der Erzeugung der Seide gesorgt werden. Das Inspectorat richtete daher seine Aufmerksamkeit auf die Zucht einer ungarischen Seidenspinnerabart; es führte 1898 die strenge Classification der Cocons vor der Einlösung durch, errichtete im Verhältnisse zur ständigen Steigerung der Production Coconsmagazine und mit Beitragsleistungen der interessierten Gemeinden Seidenfabriken zur Herstellung gesponnener Seide, welche, um die Seidenzucht allmählich der staatlichen Bevormundung zu entziehen, theilweise in Pacht gegeben wurden; endlich ist seit 1898 die ungarische Seide auch auf der Lyoner Seidenbörse notiert und dadurch ihre Gleichberechtigung auf den concurrierenden Märkten anerkannt. Für die Entwicklung der Seidenzucht sprechen die Betriebszahlen. Mehr als 100.000 Familien beschäftigen sich damit; im Jahre 1899 wurden circa 650.000 *kg* trockener Handelscocons um den Preis von circa 4,600.000 *K* eingelöst, und sind gegenwärtig 4 Seidenfabriken mit 600 Stühlen für die Verarbeitung der Rohware thätig. Die Seidenzucht hat sich im Volke so eingebürgert und gefestigt, dass sie durch die Fluctuationen des Weltmarktes nicht mehr erschüttert werden kann.

Eine sichere Einnahmsquelle der kleinen Landwirte bildet die von der Regierung erst seit dem Jahre 1894 systematisch durch Unterstützung der Errichtung von genossenschaftlichen Molkereien und der Verwertung ihrer Butterproducte auf den ausländischen Märkten in hervorragendem Maße geförderte bäuerliche Milchwirtschaft. Die große Aufgabe geht, wie die statistischen Daten beweisen, ihrer

Lösung entgegen. Im Jahre 1894 konnte von einer rationellen Milchwirtschaft in Ungarn noch nicht gesprochen werden, und musste man zur Deckung des Inlandsconsumes Butter in einer jährlichen Menge von circa 200.000 *kg* importieren. Im Jahre 1895 wurden die ersten drei Milchgenossenschaften constituiert, 1899 bestanden schon 145 Milchgenossenschaften mit einem Kuhstande von 26.917 Stück, die Butterproduction betrug 878.174 *kg*, welche Quantität mit 2,327.207 *K* verkauft wurde. Die erfreuliche Vermehrung der Dorfmilchgenossenschaften verlangt, dass ihre Mitglieder sich betreffs Pflege und Fütterung, Melken und Milchbehandlung gründliche Kenntnisse aneignen, dass somit die Milchwirtschaftskenntnisse in den Kreisen der kleinen Landleute durch Wanderlehrer verbreitet werden. Deshalb wirkt im Ministerium eine selbständige Abtheilung für die Ausbildung des den Dorfmilchgenossenschaften nöthigen Fachpersonales, wurde die Anstellung von Wanderbuttermeistern, die Errichtung von zwei Molkereischulen und die Anbahnung von Auslandsbeziehungen durch Butterausfuhrsprämien vorgenommen. Die Erzeugung entsprechend tadelloser ungarischer Theebutter wird durch die Unterstützung von mit allen modernen Einrichtungen versehenen Centralbuttereien erreicht werden. Die letzte Aufgabe besteht darin, die Butterverwertung im Verhältnisse zur Entwicklung der Milchgenossenschaften durch kräftiges und zielbewusstes Eingreifen des Exporthandels zu sichern.

*

Die Sicherung der Verwertung ist in Anbetracht der erschwerten Absatzverhältnisse so wichtig als die Entwicklung der Production. Wir wollen an dieser Stelle die sämmtliche Landwirte interessierenden Zollangelegenheiten oder die Pflege und Hebung des reellen Handels und des inländischen Consumes, deren Erörterung uns von dem eigentlichen Gegenstande abführen würde, nicht berühren. Auf die Regelung des Veterinär- und Viehmarktwesens haben wir bereits verwiesen, auf die dreifache Bedeutung der Industrie als Arbeits-, Consums- und Verwertungsgelegenheit werden wir in Folgendem zurückkommen. Wir müssen hier jedoch hinsichtlich der Verwertung der Producte des kleinen Landwirtes betonen, dass nicht nur die Sicherung des Absatzmarktes, sondern auch die innige Verbindung der Production mit den Verwertungsstätten, mit Consum und Handel in die Wagschale fällt. Der findige Geist hat diesbezüglich in den verschiedenen Ländern zahlreiche Einrichtungen getroffen und selbst die Verkehrsanstalten zuhilfe genommen. In England besorgen die Eisen-

bahnen die Frachtung von Lebensmitteln von dem Lande nach der Stadt gegen eine Verkaufsprovision unentgeltlich; in Ungarn hatte seinerzeit Minister Baross die Idee angeregt, an den Bahnhöfen Musterlager für die Erzeugnisse der bäuerlichen Producenten mit Angabe der Mengen und Preise zur Orientierung der Reisenden aufzustellen. Ähnliche Zwecke verfolgt die Markthalleninstitution, wodurch — wie in Budapest — dem Kleingrundbesitzer die Betheiligung an der Verproviantierung der größeren Städte direct ermöglicht wird. Nachdem auch die Militärverwaltung den bäuerlichen Producenten nicht mehr von den Lieferungen ausschließt, sind Vorkehrungen zu treffen, damit derselbe gleichfalls an der Approvisionierung des Heeres theilnehme.

Sowohl in dieser Hinsicht, als bezüglich des Markthallenwesens und der Heranziehung des Kleinproducenten zur unmittelbaren Deckung des Consumes überhaupt ist der genossenschaftliche Verkauf der Boden- und Wirtschaftsproducte jedweder Art die geeignetste Form. Die Entwicklung und Unterstützung der Productiv-, Magazins- und Verwertungsgenossenschaften ist vornehmlich berufen, unseren Bauernstand von dem an ihm vampyrartig zehrenden Zwischenhandel zu befreien und durch die Beschickung des Marktes mit größeren Mengen einheitlicher Qualität und mittelst Concentration des Anbotes bessere Preise zu erreichen. Ermunternde Beispiele finden sich fast in jedem Zweige der Production. Wir haben bereits die Erfolge der Dorfmilchgenossenschaften, der Butter- und der Eierverwertungsgenossenschaften, die Vortheile der in Bildung begriffenen Obst- und Weinverwertungsgenossenschaften hervorgehoben. Für die Verwertung der Lebensmittel wirkt in der Hauptstadt die „Verpflegsgenossenschaft der ungarischen Landwirte", und selbst für die Cultivierung des Exportes hat das Genossenschaftsprincip, z. B. durch die Genossenschaft der Zwiebelproducenten in Makó, sich Eingang erkämpft. Solche Genossenschaften sollten auch für andere Productionszweige und zwar einerseits als Centralgenossenschaft, um Landesinteressen zu fördern, andererseits als Provinzgenossenschaften zur Befriedigung localer Interessen gegründet werden. Besonders hervorragende Bedeutung besitzt die genossenschaftliche Verwertung für die Organisierung des ungarischen Getreidehandels in Bezug auf die Kleinproducenten.

Jetzt sind unsere bäuerlichen Landwirte gezwungen, behufs Bezahlung der Steuern und sonstiger dringender Auslagen ihre Ernte sofort nach dem Drusche auf den Markt zu werfen. Nebst dem hierdurch entstehenden großen Anbote drücken die unvollkommene Reinigung, die hohe Vermittlungsprovision und andere Nebenkosten den Preis herunter.

Ein auf einheitlicher genossenschaftlicher Basis in den namhaften Getreideproductionsgegenden und lebhafteren Handelsemporien errichtetes, in Verbindung mit einer Centrale in der Hauptstadt und mit dem Eisenbahn- und Schiffsnetze stehendes, auf das ganze Land sich erstreckendes System von kleineren und größeren Getreideelevatoren würde die Übelstände beheben, und die Einlagerung und Herrichtung des Getreides für den Markt in diesen Magazinen sowie die Übernahme des Verkaufes und die Ausgabe von Warrants als Creditbasis seitens der Elevatorengenossenschaften würden beträchtliche Vortheile gewähren. So würden die Verluste der Schüttbodenbehandlung auf ein Minimum reduciert und die Qualität des Getreides durch rationelle Behandlung melioriert und ausgeglichen werden; ein derartiges, die Verwertung centralisierendes Elevatorensystem würde das organische Ganze bilden, welches unserem Getreidehandel Richtung gäbe, den kleinen Landwirt von den Provinzsensalen und Zwangsverkäufen emancipierte, ihm die Ausnützung der günstigsten Verkaufszeit ermöglichte, die schädliche Speculation und den künstlichen Preisdruck verhinderte und derart hauptsächlich für Kleingrundbesitzer die fallenden Conjuncturen der Getreidepreise mildern könnte. Die Voraussetzung für eine gedeihliche Entfaltung der genossenschaftlichen Getreideverkaufsorganisation ist allerdings ein schutzzöllnerisches Fundament. Die wichtige volkswirtschaftliche Mission der Elevatoren ist aber würdig, dass sich die Gesetzgebung mit derselben beschäftige und der Staat ihr seine Unterstützung biete.

Neben der Hebung und Verwertung der speciell landwirtschaftlichen Production verdienen alle Einrichtungen, welche die Arbeitsgelegenheiten mehren und neuen Erwerb schaffen, die größte Beachtung. Die Inscenierung öffentlicher Arbeiten, wie der Ausbau des Vicinalbahnnetzes, der Bau von Straßen und Canälen, ist dabei besonders unter localen misslichen Verhältnissen von vorübergehender Bedeutung. Entscheidend sind jene dauernden Erwerbsarten, welche, ohne vom Staate Opfer zu fordern und der Landwirtschaft Arbeitskräfte zu entziehen, direct zur Steigerung des Nationalvermögens beitragen.

In dieser Hinsicht bietet namentlich für die durch die Auflassung des Bergbaues oder die Vernichtung der Weingärten verarmte Bevölkerung die Hebung der Bäder, der Sommerfrischen und des Touristenverkehrs einen lucrativen, in Ungarn noch wenig gewürdigten Nebenerwerb. Unser Vaterland ist in der glücklichen Lage, an seinen wildromantischen Gegenden und seinen zahlreichen Heilquellen natürliche Schätze im Übermaße zu besitzen, welche aber entweder nicht zu-

gänglich gemacht sind oder an Comfort, Verpflegung, Badevorkehrungen und Billigkeit vieles zu wünschen geben. Hier wäre ein energisches Einschreiten des Staates dringend erforderlich. Das Ministerium hat schon unter Graf Bethlen staatliche Wälder und Güter an Unternehmer billig verpachtet, Steuernachlässe gewährt, Bau- und Brennholz unter Preisnachlässen verabfolgt und als Gegenleistung den zweckmäßigen Einrichtungsplan vorgeschrieben. Nützlich wäre es, für die Leitung der Angelegenheiten der staatlichen Curorte und Sommerfrischen im Ministerium eine eigene Abtheilung zu schaffen, welche auch auf die Entwicklung der privaten Anstalten dieser Art Einfluss zu üben, sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse zu orientieren, unterstützend einzugreifen und das Bade- und Touristenwesen den billigen Ansprüchen des Publicums gemäß zu organisieren hätte, damit der Besuch sich belebe und die Einwohner jener meist ärmlichen Gegenden wieder zu relativem Wohlstande gelangen.

Wohl der wichtigste ländliche Nebenerwerbszweig ist die Hausindustrie. Wo die Dorfbevölkerung die Hausindustrie betreibt, dort greift der Socialismus nicht um sich, solche Orte heben sich mit gebesserten materiellen und moralischen Zuständen wie Culturinseln aus ihrer Umgebung empor. Eine besondere Bedeutung gewinnt aber die Hausindustrie für Ungarn, weil alle Vorbedingungen für ihre ausgedehnte Einbürgerung vorhanden sind und die ländliche Bevölkerung sowohl in den gebirgigen Theilen, als in den großen Niederungen der Winterbeschäftigung und der hieraus entspringenden Mehrung ihrer Erwerbsquellen äußerst bedürftig ist.

Die für die industrielle Verarbeitung geeigneten Pflanzen sind in der nöthigen Qualität in Menge theils wild anzutreffen, theils müssen sie nicht gesondert produciert werden. An den Ufern der Flüsse sprießen die Weiden, im Flugsandgebiet wächst das dünntriebige Haselrohr, in den Inundationsgebieten und Morästen das Rohr, das Schilf und die Binse; die vorzügliche Güte, die unentgeltliche Beschaffung und die Leichtigkeit der Verwertung der daraus verfertigten Artikel sichern der Korb- und Strohflechterei ihre Zukunft. Auf der kahlen Pußta findet sich das „Waisenmädchenhaar" in reichen Quantitäten, dessen Wurzeln, das Rohmaterial der Bürstenfabrication, jetzt hinaus gefrachtet und als fertiger Industrieartikel zurückgebracht werden, für welchen wir dem Auslande große Summen zahlen. Die Birken und Erlen, Eichen und Buchen geben ausgezeichnetes Material für Handwerkszeuge, Hausgeräthe und Schnitzereien. Aber auch mannigfache

Producte der Landwirtschaft sind zur Verarbeitung geeignet, welche gegenwärtig, wie der Hanf und der Lein, in rohem Zustande nach dem Auslande wandern oder, wie die vielen ausgedehnten Torflager, nur in geringstem Maße ausgebeutet werden, weil die Bevölkerung über die Gewinnung und Verwendung dieses Schatzes nicht orientiert ist. An Arbeitskraft gebricht es nicht, denn im Winter ist fast die ganze landwirtschaftliche Classe aus Mangel an Beschäftigung zu feiern gezwungen. Die rauhe Hand des ungarischen Feldarbeiters, welche im Sommer die Hacke und die Sense führt, ist gleicherweise für die feinere hausindustrielle Winterbeschäftigung tauglich, sie hantiert geschickt mit Ruthen, Stroh und Fäden und produciert nicht nur die primitivere Massenware, sondern selbst wahre Kunstgegenstände. Besonders die Erzeugnisse der weiblichen Dorfbevölkerung, die Kalotaszeger Spitzen, die Székler Gewebe, die slovakischen, serbischen und rumänischen Stickereien und Teppiche, deren Production mit der steigenden Nachfrage kaum Schritt halten kann, entzücken durch die bewundernswerte Originalität der treu gehüteten Motive tausendjährigen Alters, durch die Lebhaftigkeit der Farben und ihre geschmackvolle Harmonie. Schließlich öffnet sich im In- und Auslande für die ungarische Hausindustrie ein weites Consumgebiet. Gemüse, Obst, Trauben und Geflügel verbrauchen Millionen von Körben für ihre Verpackung, die großen Industrieunternehmungen consumieren Massen von Besen, Binsen, Bastfasern 2c., die großen Warenhäuser verkaufen Mengen von billigen geflochtenen und gewobenen Kunstartikeln und Haushaltungsgegenständen.

Einige landwirtschaftliche Vereine und Casinos ergriffen im Jahre 1899 die Initiative und führten mit ministerieller Betrauung und Unterstützung die Lehrcurse für Hausindustrie ein. Der Erfolg dieses Versuches ermunterte Minister Darányi, den hausindustriellen Unterricht auf das ganze Land auszudehnen. Im Winter 1899/1900 wurden von landwirtschaftlichen Vereinen, Dorfcasinos, Ackerbauschulen und Wanderlehrern mehr als 130 landwirtschaftliche Hausindustriecurse ins Leben gerufen, an welchen 3000 kleine Landwirte theilnahmen und nahe an 60.000 Gegenstände anfertigten. Der Unterricht bezog sich auf die Korbflechterei, die Bürsten- und Besenbinderei, Stroh- und Rohrflechterei, auf die Erzeugung von Bienenkörben, Obstverpackungskisten, landwirtschaftlichen und Gartengeräthschaften und Werkzeugen sowie für die weibliche Zuhörerschaft auf das Trocknen und Conservieren von Obst und Gemüse, auf die Bereitung von Marmeladen, Obstkäse 2c. In jeder Gegend wurden Herstellung und Verwertung der

local eingebürgerten oder mit Nutzen einführbaren Hausindustrieartikel gelehrt. Die Hörer bekundeten ein lebhaftes Interesse und eine rasche Auffassung; sie erwiesen sich nach Beendigung des Curses als ambitiöse Belehrer ihrer Familienmitglieder und der Angehörigen ihres Heimatdorfes. Zahlreiche an die Lehrcurse gelangte Massenbestellungen documentierten die leichte Absatzfähigkeit der verfertigten Objecte.

Diese Action wird jedoch nur dann von bleibender Wirkung sein, wenn die Erzeugung und Verwertung der Hausindustrieartikel eine entsprechende Organisation erhält. Nicht bloß der Initiative einzelner, sondern hauptsächlich der genossenschaftlichen Thätigkeit bietet sich hier, sei es im Rahmen eines landwirtschaftlichen Casinos oder einer Arbeitergenossenschaft, sei es im Wege der Gemeinderepräsentanz durch Aufstellung von Hausindustrieschulen und Arbeiterhäusern ein weiter Spielraum. Der Wirkungskreis der Associationen wäre auf die en gros-Beschaffung guten Rohmateriales, auf die Erlangung neuer Muster, die Creditgewährung für angefertigte Ware und die Verkaufsvermittlung, auf die Errichtung von Bazaren in größeren Städten und die Unterbringung von Musterlagern in Bahnstationshallen auszudehnen; die hierfür verausgabten Summen wären jedenfalls lucrativer angelegt als durch die Almosenvertheilung an beschäftigungslose Gemeindemitglieder. Wenn dann die Gesellschaft nicht nur als Käufer, sondern, dem hier und da vorhandenen Beispiele edler Frauen folgend, als führender, lehrender, unterstützender, den Geschmack verfeinernder Factor auftreten würde, so könnte die Hausindustrie eine überraschende Entwicklung nehmen, womit zweierlei Aufgaben, die Schöpfung eines nationalen Kunstgewerbes und die Sicherung eines regelmäßigen Wintererwerbes für das Dorfvolk, gelöst wären.

Eine andere Art der mit der bäuerlichen Wirtschaft in engstem Zusammenhange stehenden Beschäftigung ist das als Hausindustrie betriebene landwirtschaftliche Gewerbe, welches bisher nicht nur der Beihilfe der regierenden und gesellschaftlichen Kreise entbehrte, sondern durch die Neigung zur Vergrößerung der gewerblichen Betriebe und durch die Bevorzugung der Fabriksindustrie schwer geschädigt wurde. Die Erzeugung vieler Artikel, Lebensmittel, Getränke und Gebrauchsgegenstände, hat die Fabrik der bäuerlichen Landwirtschaft entrissen. Dennoch gibt es noch solche Zweige der Production, welche dem kleinen Wirtschaftsbetriebe erhalten bleiben sollten. Wir verweisen nur auf die Slivovitzbrennerei, welche, von ausgezeichneten klimatischen und pädeologischen Verhältnissen begünstigt, als eigentliche nationale Industrie seit langer Zeit von Generation auf Generation gepflegt wurde, deren

Product unter Mitwirkung der commerziellen Factoren einen Namen, ja einen Weltruf erlangte. Durch das Spiritusbesteuerungsgesetz vom Jahre 1888 wurde die bäuerliche Slivovitzfabrication von einer wirtschaftlichen Katastrophe ereilt, welche die Vernachlässigung der Pflaumengärten und den Ausfall einer nicht geringen Summe dem Volke wie dem Fiscus entzogenen Geldes zur Folge hatte.

Die Begründung und Entwicklung von Industriezweigen überhaupt ist dort, wo das Rohmaterial und die Lebenskräfte in reichlichem Maße vorhanden sind und das Volk an Arbeitsüberschuss verfügt, eine Nothwendigkeit ersten Ranges, ob sie der Landwirtschaft näher oder ferner stehen mögen, denn jede Industrie wirkt nützlich und hebend auf den landwirtschaftlichen Kleinbetrieb. Hierzu braucht es einerseits der staatlichen Unterstützung und Initiative, um den gesellschaftlichen Unternehmungsgeist zu wecken, andererseits des staatlichen und gesetzlichen Einflusses auf die Richtung der Industrieentwicklung, damit sie die Rohproducte gut verwerte, die Arbeit entsprechend lohne, dem Consumenten solide Ware liefere, die Existenz der Unternehmer, der Fabrikanten und Gewerbetreibenden, sichere und so die productive Mittelclasse mehre.

Speciell die landwirtschaftliche Industrie betreffend, ist im allgemeinen die Verhätschelung der großen Fabriksindustrie von Nachtheil. Wenn an Stelle einer großen Fabrik mehrere kleine Fabriken entsprechende Begünstigungen erhielten, könnten mit ihrem oben erwähnten wohlthätigen Rückschlag mehrere Gegenden beglückt, könnten im Wege der Association genossenschaftliche Fabriken errichtet werden, deren Ertrag nicht einem einzigen Unternehmer, sondern einer Anzahl von Kleinproducenten des landwirtschaftlichen Rohmateriales zugute käme. Es geschah vieles für die Zuckerindustrie, auf welchem Gebiete ein sichtlicher Aufschwung constatierbar ist; der genossenschaftliche Betrieb würde hier Landwirte und Fabrikanten auf die beste Art vereinen, die Centralisation der Zuckerraffinerien und die Decentralisation der Rohzuckererzeugung mehr Gegenden für den Rübenbau heranziehen und die größere Terraingewinnung die intensivere Gestaltung der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe, mithin eine Besserung der Lage des Volkes bewirken. Die mit schwierigen Verhältnissen kämpfende Spiritusindustrie, welche besonders in Oberungarn eine unentbehrliche Vorbedingung für die rationelle Bewirtschaftung ist, muss durch ein entsprechendes Steuergesetz auf eine sichere Basis gestellt und der Betrieb der industriellen wie der landwirtschaftlichen Brennereien derart geregelt werden, dass dieselben auch den Interessen der bäuerlichen Grundbesitzer und kleinen Existenzen

dienen können. Es müssen aber die fördernden Maßregeln nicht minder auf andere landwirtschaftliche Industriezweige und andere Industriepflanzen ausgedehnt werden. Durch die Unterstützung der Bierbrauerei und Malzfabrication würden nicht allein die Braugerste und der Hopfen besser verwertet werden, sondern es würde auch ein ausgezeichnetes Futtermittel, die Malzkleie, im Lande bleiben. Die Investition von Spinnereien und Webereien würde verhindern, dass wir Lein und Hanf in rohem Zustande zu billigen Preisen ausführen und als theueren Industrieartikel zurückimportieren, wobei eine Menge von Arbeitsgelegenheit verloren geht. Durch die Unterstützung und Mehrung der Fabriken für die Ausarbeitung des Besengrases würden wir die unter unseren heißen und trockenen Klimaten erfolgreiche und dankbare Ziehung dieser Pflanze fördern.

Aber auch in den mit der Landwirtschaft nur indirect zusammenhangenden Industrien werde nicht dem Großspeculanten, der auf die Ausbeutung der Rohmateriallieferanten und Arbeiter seine Unternehmung gründet, oder dem Industrieritter, der mit unmoralischer Concurrenz auf den stillen Bankerott sein Glück baut und hierdurch zahlreiche Arbeitsfamilien ihres Brotes beraubt, die staatliche Bevorzugung zutheil, sondern man fördere das Kleingewerbe sowie den kleinen Bergbau, welche vielen Arbeitskräften Verdienst und Erwerb bieten. Das Staatswohl liegt nicht in dem Prosperieren einzelner im engen Kreise, sondern in jenem der kleinen Existenzen in größerer Zahl, in dem Prosperieren der Massen. Das kleine Gewerbe und das kleine Capital ernähren und erziehen eine wohlhabende und dichte Bevölkerung, welche der beste Consument der landwirtschaftlichen Producte ist. Und wenn man dann dem Ackerbauer den Wert des Gewerbes begreiflich machen, den Bauer aneifern würde, seine Söhne in die Gewerbeschule zu schicken, ein Handwerk zu lernen, so würden die Klagen über den Mangel fachlich gebildeter inländischer Arbeitskräfte verstummen und würde der Erbe der Wirtschaft in seinem väterlichen Heimwesen eine bessere Existenz finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wildbachverbauung in Österreich.[1])

Vom k. k. Forstrath Prof. Ferdinand Wang.
Wien.

Der Südabhang der österreichischen Alpen, insbesondere der auf die Länder Tirol und Kärnten entfallende Theil, war im Laufe des Herbstes 1882 der Schauplatz einer verheerenden Hochwasserkatastrophe.

Die durch dieselbe in den beiden genannten, von Wildwässern ohnehin häufig heimgesuchten Ländern verursachten Zustände waren derartige, dass die dringendste Hilfe nöthig erschien, und dass es sich als unausweichlich erwies, durch entsprechende Vorkehrungen ähnlichen Ereignissen und ihren Folgen soweit als thunlich vorzubeugen.

Die Regierung fand sich denn auch veranlasst, zu Maßnahmen zu schreiten, welche es möglich machen sollten, die Action der „Wildbachverbauung" in geregelte Bahnen zu bringen und die Durchführung der unter diesem Namen zusammengefassten Meliorationsarbeiten in einheitlicher und systematischer Weise und zwar unter Mitwirkung und Leitung des Staates zu bewerkstelligen.

Noch vor dem Jahre 1882 bildeten nämlich Arbeiten, welche ausschließlich der Verbauung von Wildbächen galten, nur sporadische Erscheinungen in einigen Gebirgsländern unseres Vaterlandes, so namentlich in Tirol und hier insbesondere wieder im Puster-, Eisack- und Etschthale sowie im eigentlichen Südtirol.

Wiewohl man sich schon damals der Erkenntnis über die Nothwendigkeit der Verbauung von Wildbächen vor allem in den Alpenländern nicht verschlossen hatte, so fehlte doch für solche Unternehmungen im größeren Maßstabe jede gesetzliche Grundlage und infolge dessen zumeist die Möglichkeit, die für die Verbauung erforderlichen Mittel zu beschaffen. Ein weiteres Hindernis für eine ersprießliche Thätigkeit auf diesem Felde war der Mangel an Verständnis für die Nothwendigkeit von Verbauungen in ganz entfernten, oft dem äußersten Quellengebiete angehörigen Gegenden, Bauten, welche viele der am meisten Interessierten vielleicht gar nie zu Gesicht bekamen, während scheinbar im Thale, ja

---

[1]) Mit Benützung der vom k. k. Ackerbauministerium 1900 herausgegebenen Publication gleichen Titels, bezw. des von derselben Centralstelle 1895 veröffentlichten Werkes „Die Wildbachverbauung in den Jahren 1883–1894".

selbst im Orte die zunehmende Verschotterung den dringenden Ruf nach Errichtung von Schutzvorkehrungen ertönen ließ.

Um nun den bei den Verbauungen in Frankreich, woselbst sich eine systematische Verbauungsthätigkeit schon seit Decennien entwickelte, eingehaltenen Vorgang kennen zu lernen und um denselben allenfalls in Österreich zu verwerten, hatte der Ackerbauminister Julius Graf Falkenhayn im Jahre 1883 eine Reise nach Frankreich unternommen, auf dem Rückwege Tirol und Kärnten besucht und die im Jahre 1882 in diesen beiden Ländern vorgekommenen Verheerungen besichtigt. Damit auch den für den Wildbachverbauungsdienst in Österreich designierten Staatsforsttechnikern Gelegenheit geboten werde, aus eigener Anschauung über die Art der praktischen Durchführung der Wildbachverbauung in Frankreich Studien zu machen, wurden einige derselben vom Ackerbauministerium im Frühjahre 1884 nach Südfrankreich und zwar in das von Wildbächen so sehr heimgesuchte Departement „Basses-Alpes" entsandt.

Bereits im Jahre 1883 wurden vom Ackerbauministerium Gesetzvorlagen, betreffend die Förderung der Landescultur auf dem Gebiete des Wasserbaues und die Vorkehrungen zur unschädlichen Ableitung von Gebirgswässern, eingebracht und im Jahre 1884 der verfassungsmäßigen Behandlung unterzogen. Nach Erhalt der Allerhöchsten Sanction wurden die beiden Gesetze unterm 30. Juni 1884, R. G. Bl. Nr. 116 und 117, kund gemacht. Beide Gesetze, namentlich aber das letztere, boten die Grundlage für die Organisierung des jetzt bestehenden Wildbachverbauungsdienstes.

In Anbetracht der bedeutenden, durch Wildwässer im Jahre 1882 in Tirol angerichteten Schäden und der weiterhin drohenden Gefahren wurde in diesem Lande noch vor dem Erscheinen obiger Gesetze mit der Durchführung von Verbauungen begonnen. Die Leitung der einschlägigen, durch die Forsttechniker der politischen Verwaltung und durch die vom Lande eigens ernannten Forstassistenten zu bewerkstelligenden Arbeiten wurde der auf Grund des Gesetzes vom 13. März 1883, R. G. Bl. Nr. 31, eingesetzten Landescommission für die Regulierung der Gewässer in Tirol übertragen.

Auch für Kärnten wurden schon mit den Gesetzen vom 27. April 1884, R. G. Bl. Nr. 68, L. G. Bl. Nr. 14, sohin noch vor dem Erscheinen der bezogenen Reichsgesetze vom 30. Juni 1884 ausführliche Bestimmungen hinsichtlich der Drauregulierung und der Verbauung der zu diesem Flussgebiete gehörigen Wildbäche erlassen.

Gleichzeitig mit der Schaffung der allgemeinen finanziellen und legalen Basis für die Action der Wildbachverbauung sowie gleichzeitig mit der Bildung eigener Fonds und eigener Landescommissionen für Tirol und Kärnten erfolgte die Organisierung des Wildbachverbauungsdienstes.

Mit der Verordnung des Ackerbauministeriums vom 5. Juni 1884, Z. 7438, wurde eine forsttechnische Abtheilung für Wildbachverbauung bei directer Unterordnung unter das Ackerbauministerium creiert und in zwei Sectionen mit den Amtssitzen in Villach und Teschen gegliedert.

Um auch in Hinkunft ein mit der Theorie des Verbauungswesens vertrautes Personale zur Verfügung zu haben, ist mit der Verordnung des Ackerbauministeriums vom 11. Juni 1884, R. G. Bl. Nr. 125, für die Aspiranten des Staatsforstdienstes die Verpflichtung erwachsen, den Nachweis über den Besuch eines an der k. k. Hochschule für Bodencultur in Wien abzuhaltenden Curses über das forstliche System der Wildbachverbauung, desgleichen über die aus diesem Gegenstande mit gutem Erfolge bestandene Prüfung zu erbringen.

Die fortschreitende Arbeitszunahme machte eine Vermehrung der Sectionen und ihres Personales nöthig, und es setzt sich die k. k. forsttechnische Abtheilung für Wildbachverbauung gegenwärtig aus den folgenden Sectionen zusammen:

Section in Sambor für Galizien und die Bukowina;

Section in Königliche Weinberge für Böhmen, Mähren und Schlesien;

Section in Linz für Oberösterreich, Niederösterreich, Salzburg und Steiermark;

Section in Villach für Kärnten, Krain und das Küstenland;

Section in Zara für Dalmatien;

Section in Innsbruck für Tirol und Vorarlberg.

Die der Landescommission in Tirol zukommenden Wildbachverbauungsagenden sind der Section in Innsbruck anvertraut.

Der k. k. forsttechnischen Abtheilung für Wildbachverbauung waren mit Ende 1899 zugetheilt:

3 Forsträthe,
2 Oberforstcommissäre,
20 Forstinspectionscommissäre I. Classe,
18 Forstinspectionscommissäre II. Classe,
23 Forstpraktikanten.

Mit dem Gesetze vom 17. April 1891, R. G. Bl. Nr. 129, wurde der staatliche Meliorationsfonds für den Zeitraum von 1892 bis einschließlich 1904 von jährlich 1 Million *K* auf jährlich $1^1/_2$ Millionen *K* und kürzlich erst auf jährlich 2 Millionen *K* erhöht. So ist denn im Wildbachverbauungswesen, welches stets an Popularität gewinnt, in jeder Richtung ein erfreulicher Aufschwung zu verzeichnen, wohl zunächst im Interesse Österreichs selbst, dann aber auch im Interesse der durch seine Wildbäche betroffenen Nachbarstaaten.

Es soll nun in Kürze erörtert werden, in welcher Weise, respective nach welchen Grundsätzen bei der Verbauung der Wildbäche in Österreich vorgegangen wird.

Als Grundbedingung für die richtige Wahl und Anwendung eines Verbauungssystemes muss vor allem die genaue Kenntnis des Charakters und Wirkens des zu verbauenden Wildbaches angesehen werden; es erscheint deshalb gerechtfertigt, zuvörderst auf letztere Momente einzugehen.

Wesentliche Eigenschaften der Wildbäche sind die rasche Entfesselung, dann die gleichfalls rasche Abfuhr verhältnismäßig großer Wasser- und Geschiebemengen. Diese unter sich im Zusammenhange befindlichen und auf die nachstehend beschriebenen Verhältnisse zurückzuführenden Eigenschaften geben dem Gewässer den wildbachartigen Charakter.

Die rasche Entfesselung des Wildbaches, die Zufuhr gewaltiger Wassermassen steht selbstverständlich in unmittelbarer Verbindung mit dem Eintritte außerordentlicher meteorischer Niederschläge, wohl auch in manchen Fällen mit durch Witterungsverhältnisse bedingter plötzlicher Schnee- oder Gletscherschmelze.

Das sind Ereignisse, mit deren periodischem Eintreten zwar gerechnet werden muss, deren Wirkung aber wesentlich von gewissen, im Niederschlagsgebiete des Wildbaches herrschenden Umständen, insbesondere von der culturellen Beschaffenheit desselben abhängig ist. Es ist bekannt, dass der Cultur im Sammelgebiete der Gewässer bezüglich der Regelung der Wasserabflussverhältnisse eine große Aufgabe zugedacht ist. Die Kronen der Bäume halten eine beträchtliche Menge der Niederschläge zurück, ein Theil derselben verdunstet, der andere gelangt langsam, tropfenweise zu Boden. Ebenso hält das Kronendach einen namhaften Theil der gefallenen Schneemassen zurück, und im Waldesschatten geht die Schneeschmelze im Gegensatze zum kahlen Terrain langsamer und regelmäßiger vor sich. Auch

die unmittelbare Bodendecke wirkt nicht allein wasseraufsaugend, sie bietet zumeist außerdem dem abfließenden Wasser einen mechanischen Widerstand.

So ist es erklärlich, dass mit der Verschlechterung der culturellen Verhältnisse im Niederschlagsgebiete die Menge der abgeführten Niederschläge größer, deren Abfuhr rascher und deshalb gefahrbringender werden muss.

Von hervorragender Bedeutung erscheint die den Wildbächen meist zukommende Eigenschaft der besonderen und unregelmäßigen Geschiebeführung, bei deren Beurtheilung das Augenmerk in erster Linie der Provenienz der Geschiebemassen zugewandt werden muss.

Im großen und ganzen ist das in den Rinnsalen der Wildbäche angehäufte und von diesen geführte Geschiebe als das Resultat, sei es der Verwitterung, sei es der Erosion, sei es der Unterwühlung, beziehungsweise Durchfeuchtung lockerer hangender Schichten anzusehen.

Die Verwitterung liefert den Wildbächen bedeutende Geröllmassen. Ihr Fortschritt hängt nicht allein von der geognostischen Beschaffenheit des Grundgesteines, sondern auch von dem Klima, der Höhenlage, der Exposition und vorzugsweise von der Beschaffenheit der Bodendecke ab.

Was die geognostische Beschaffenheit des Grundgesteines anbelangt, so leisten die krystallinischen Massengesteine, insbesondere der Granit, dem Verwitterungsprocesse im allgemeinen kräftigen Widerstand, ihnen zunächst die krystallinischen Schiefer und unter diesen wieder namentlich der Gneis. Verhältnismäßig geringen Widerstand setzen der Verwitterung die Sedimente, so der Thonschiefer und die sandsteinartigen Gesteine, in den einer Vegetationsdecke entbehrenden Hochlagen auch die Kalke entgegen.

Die allgemeinen klimatischen Factoren können selbstverständlich nicht ohne Einfluss auf das Fortschreiten des Verwitterungsprocesses bleiben. Örtlichkeiten mit häufigen und reichlichen Niederschlägen, Winden, Gewittern, Hagel, vor allem mit raschem Temperaturwechsel über und unter dem Eispunkte und daher mit sehr vermehrter Wirkung des in die Gesteinsritzen dringenden und dort frierenden Wassers müssen als dem Fortschritte des Verwitterungsprocesses günstig bezeichnet werden.

Zum großen Theile hängt jedoch die Wirkung der klimatischen Verhältnisse von der Höhenlage und der Exposition ab.

Hinsichtlich der Höhenlage erscheint es als erwiesen, dass die Region unmittelbar unter der Schneegrenze die stärkste Zertrümmerung erleidet.

Hier mangelt es zumeist an der schützenden und dauernden Bekleidung des Bodens mit Vegetation oder mit Schnee, und hier ist der häufigste Wechsel der Temperatur ober und unter dem Nullpunkte zu constatieren. Das ist aber auch jene Region, in welcher in der Regel das eigentliche Sammelgebiet der Wildbäche gelegen ist.

Was die Exposition anbelangt, so sind die Südabhänge der Verwitterung mehr ausgesetzt als beispielsweise die nördlichen. Der Grund hierfür ist namentlich darin zu suchen, dass die Schneedecke schon im zeitlichen Frühjahre durch die senkrechter auffallenden Sonnenstrahlen und den directen Anprall des Südwindes entfernt und die Einwirkung der schädlichen Nachtfröste erleichtert wird. Auch ist zu berücksichtigen, dass die südlichen Hänge durchschnittlich in größerer Ausdehnung und oft bis in die obersten Lagen der Agricultur gewidmet sind, was bei allzu intensiver Ausnützung des Bodens häufig eine Verschlechterung der Standorte und ein Herabdrücken der Vegetationsgrenze mit sich bringt.

Einen bestimmenden Einfluss auf die Art, den Grad und den Fortschritt der Verwitterung übt die Beschaffenheit der Bodenoberfläche aus. Der natürlichen Kleidung beraubt, ist der Boden in erhöhtem Maße und schutzlos der zerstörenden Einwirkung der Atmosphärilien, der Sonnenstrahlen preisgegeben, der Temperaturwechsel wird fühlbarer, und der Frost vermag die Verwitterung wesentlich zu fördern.

Hieraus geht hervor, welche hochwichtige Aufgabe der Vegetationsdecke im Wildbachgebiete hinsichtlich der Hintanhaltung der Geschiebebildung und hinsichtlich der Regelung der Geschiebeabfuhr zufällt, und wie sehr es nöthig ist, die Besserung der culturellen Verhältnisse im Niederschlagsgebiete ins Auge zu fassen.

Die Verwitterungsproducte können auf verschiedene Weise in die Rinnsale der Bäche gelangen. Einerseits werden sie durch das von den Hängen herabfließende und den Rinnsalen zueilende Wasser, ebenso durch Lawinen und Gletscher thalwärts gerissen, andererseits gelangen sie durch Steinschlag oder durch Bergstürze in den eigentlichen Bereich des Wildwassers.

Einen Hauptantheil an der Beförderung der Verwitterungsproducte bis zu jenem Orte, wo dieselben der transportierenden Gewalt des Wassers unterworfen sind, nehmen wohl die Gletscher und die Bergstürze. Leider sind es gerade sie, mit denen im Naturhaushalte gerechnet werden muss, ohne ihrer Thätigkeit direct entgegentreten zu können.

Den Gletschern verdanken wir das reichliche Vorkommen des Glacialschuttes in unseren Alpen, eines Gebildes, welches ein außerordentlich günstiges Feld für die erodierende Thätigkeit des Wassers bietet, und auf dessen Bindung man nie genug zu achten vermag. Die Bergstürze schaffen enorme Materialdeponien in die Gräben und Thäler und begründen damit auch eine wesentliche Gefahr für das Unterland. Der Einfluss der Lawinenstürze und der Steinschläge auf die Geschiebeführung ist in der Regel von minderer Bedeutung, weil die Masse des auf solche Weise in das Rinnsal gelangten Materiales im Verhältnisse zur Geschiebeführung eines Wildbaches meist doch nur als eine relativ geringe angesehen werden kann.

Überraschender in ihren Wirkungen gegenüber der Verwitterung ist die Erosion. Sie äußert sich in unseren Wildbächen nicht allein in der Vertiefung der Rinnsale und den hiermit häufig verbundenen Lehnenfußunterwaschungen und ihren Folgen, sondern auch nicht selten in der Zerwühlung der Hänge, in der Schaffung von Runsen und neuen, zur Existenz nicht berechtigten Rinnsalen. Naturgemäß wird die Erosion unter sonst gleichen Verhältnissen, also unter gleichen geognostischen, Gefälls- und Verwitterungsverhältnissen umsomehr zur Geltung kommen müssen, je rascher der Wasserabfluss ist, und es wird deshalb und weil die Vegetationsdecke der erodierenden Kraft des Wassers mechanischen Widerstand entgegensetzt, die Erosion in einem kahlen Sammelgebiete mehr zur Geltung kommen als in einem mit Vegetation hinreichend bedeckten und geschützten Gebiete. Daraus erhellt wieder deutlich die Aufgabe der Cultur im Niederschlagsgebiete, gleichzeitig aber die Nothwendigkeit solcher Maßnahmen, die imstande sind, dem schon vorhandenen Übel einhaltzuthun und die aufgebrochenen Wunden zur Heilung zu bringen.

In ihren Wirkungen ebenfalls außerordentlich unregelmäßig und zumeist schädigend ist die Unterwühlung hangender (rechtssinniger) Bodenschichten. Diese Erscheinung, die man bekanntlich auf die Thätigkeit der Sicker- und Quellwässer zurückzuführen hat, tritt unter sonst gleichen Bedingnissen umso schneller und in umso größerem Umfange ein, je zusammenhangloser, nackter und verwitterter der Boden ist. Ganz gewaltig sind oft die Materialmassen, die auf solche Weise in die Rinnsale gelangen, und von eminenter Wichtigkeit ist es deshalb, das Phänomen in den Wildbächen genauestens zu beobachten.

Die vorstehend in Kürze skizzierten Eigenschaften sowie die auf diese Eigenschaften basierten Maßnahmen für die Bekämpfung

und Beruhigung ergeben bei Zugrundelegung unserer Verhältnisse die Eintheilung der Wildbäche in zwei große Gruppen, in die des Alpen- und jene des Berg- und Hügellandes.

Den Wildbächen der Alpen ist im Gegensatze zu jenen der Berg- und Hügelländer zumeist eine ganz besondere, häufig mit den Wassermassen in gar keinen Vergleich zu bringende Materialbewegung eigen. Man begegnet hier einer Erscheinung, dem Muhrgange, die als ein Specificum der Alpenwildbäche angesehen werden kann, und die bei den Bächen des Berg- und Hügellandes wenigstens nicht in so prägnanter Weise zum Ausdrucke kommt.

Je nach der Provenienz der Geschiebemassen hat man in den Alpen solche Wildbäche zu unterscheiden, welche vorherrschend Verwitterungsproducte führen, und solche, welche das Geschiebe überwiegend durch ihre erodierende oder unterwühlende Thätigkeit in Bewegung setzen.

Wenn, wie hervorgehoben, bei den Wildbächen der Alpen die Geschiebeführung vorherrscht, so ist in der Regel bei den Wildbächen der Berg- und Hügelländer die Wasserführung überwiegend. Allerdings ist in den letzteren in vielen Fällen die Materialführung als Folge von Uferbrüchen und des beständigen unregelmäßigen Wühlens in alten Schotterdeponien eine sehr bedeutende sowie in Anbetracht des sich meist auf wertvolle Culturgründe ausdehnenden Inundationsgebietes eine umso schädlichere.

Nach dieser freilich nur flüchtigen Schilderung der Eigenschaften der Wildbäche soll nun näher in die Besprechung der einzelnen Verbauungssysteme eingegangen werden.

Die vorwiegend Verwitterungsproducte führenden Alpenwildbäche, zu welchen in erster Linie die der Kalkalpen zu zählen sind, bieten im allgemeinen der Verbauung keine günstigen Operationsobjecte. Wie aus dem Vorhergehenden erhellt, muss es sich naturgemäß in solchen Fällen vorerst um die thunlichste Bekämpfung der Verwitterungserscheinung durch Schaffung besserer cultureller Verhältnisse im Niederschlagsgebiete handeln. Wenn schon die Durchführung der hierbei nöthigen Maßnahmen innerhalb des Vegetationsbereiches oft und zwar deshalb mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, weil man überaus häufig der Opposition seitens der Bevölkerung begegnet, so ist leider mit der Vegetationsgrenze der diesbezüglichen Thätigkeit überhaupt eine Schranke gesetzt.

Unter allen Umständen ist in derartigen Fällen das Hauptaugenmerk auf die Conservierung oder Pflanzung eines Waldgürtels

an der Waldvegetationsgrenze zu richten, weil nur so eine sicherere Garantie für die Zurückhaltung des Geschiebes ober dieser Grenze geboten erscheint. Selbstverständlich ist auch der Bewirtschaftung der ober der Waldgrenze gelegenen Alpengründe besondere Sorgfalt zuzuwenden und überhaupt zu trachten, der Vegetation so weit als möglich in die höchsten Lagen Eingang zu verschaffen.

Andere Arbeiten können in solchen Wildbächen in der Regel bloß als Palliativmittel angesehen werden. Sie sind wohl imstande, die Gefahr momentan oder für längere Zeit zu bannen, nicht aber, sie vollkommen zu beheben. Zu diesen Vorkehrungen gehört die Herstellung größerer Thalsperren als Materialstauwerke, welche geeignet sind, die Geschiebeführung nach abwärts während einer gewissen Frist auf ein unschädliches Maß einzuschränken. Unter Umständen kann so Zeit gewonnen werden, die Verhältnisse im Niederschlagsgebiete in zufriedenstellender Weise zu verbessern.

Weiters sind als im Inneren solcher Gewässer eventuell noch zu treffende Maßnahmen jene gegen Steinschlag und gegen den Abgang von Lawinen erwähnenswert. Der leidigen Thatsache, dass derartige Wildbäche der Verbauung keine besonders günstigen Operationspunkte gewähren, kann immerhin der Umstand entgegengehalten werden, dass sie, weil in ihrer Thätigkeit und schädlichen Wirkung eine bestimmte Regelmäßigkeit zeigend, auch nicht zu den gefürchteten Wildwässern gezählt werden dürfen. In den meisten Fällen nehmen die von ihnen herabgeführten Verwitterungsproducte am Thalausgange ein gewisses Territorium ein, welches die Bewohner der Umgebung im Hinblicke auf die unausweichliche Gefahr nicht nutzbar zu machen bestrebt sind. In nicht seltenen Fällen wird es deshalb bei solchen Bächen angerathen sein, auf den Schuttfeldern förmliche Materialablagerungsplätze zum sicheren Schutze des umliegenden Culturlandes zu schaffen oder die Bildung ähnlicher Materialdeponien auch schon im Thalinnern an geeigneten Stellen durch entsprechende Vorkehrungen zu befördern.

Selbstverständlich schließt das bisher geschilderte Verfahren nicht aus, dass die in solchen Wildbächen, sei es in größerem, sei es in geringerem Maße durch andere Erscheinungen, z. B. durch Erosion und Unterwühlung verursachte Geschiebeführung auch auf andere Weise bekämpft werden muss.

Ein viel dankbareres Feld für die Verbauungsthätigkeit liefern die vorherrschend erodierenden und unterwühlenden Wildbäche. Hier bieten sich dem Fachmanne die mannigfachsten Aufgaben dar, deren

richtige Lösung nur an der Hand reichlicher praktischer Erfahrung bewerkstelligt werden kann. Als die hauptsächlichsten sind die Verhinderung der weiteren Sohlenerosion, dann häufig im Zusammenhange hiermit die Sicherung der anbrüchigen Lehnenfüße, die unschädliche Ableitung der Quell- und Sickerwässer, die eventuelle Zurückhaltung der bereits im Wildbache angehäuften Erosions-, Unterwühlungs- oder theilweise auch Verwitterungsproducte, die Consolidierung der der Erosion und der Unterwühlung unterworfenen Hänge des Niederschlagsgebietes und endlich die Besserung der culturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der letzteren anzusehen.

Die Sohlenerosion ist das Resultat zweier einander sich nicht im geraden Verhältnisse gegenüber stehender Factoren, das ist der Gewalt des abfließenden Wassers einerseits, der Widerstandskraft der Bachsohle andererseits. Die Mittel, die beiden genannten Factoren in das richtige Gleichgewicht zu setzen, müssten also in der Verminderung der Wasserkraft, beziehungsweise in der Festigung der Bachsohle bestehen.

In ersterer Hinsicht kommen mehrere Momente in Betracht. Die Kraft des abfließenden Wassers ist in einem gegebenen Querprofile bei gleicher Wassermenge, bei gleichem Grade der Sättigung mit Geschiebe von der Neigung des Wasserspiegels, beziehungsweise von der Sohlenneigung abhängig. Einer gewissen Wassermenge und Geschiebeart, einem gewissen Sättigungsgrade und einem gewissen Querprofile entspricht bei gegebener Sohlenbeschaffenheit ein Sohlengefälle, welches, mit der Wasserkraft im Gleichgewichte stehend, die Permanenz der Sohle sichert. Es muss deshalb zunächst Sache der Verbauung sein, in einer der Erosion unterworfenen Bachsohle dieses mit den concreten Verhältnissen correspondierende sogenannte „Ausgleichsgefälle" durch Einbau von Querwerken, Thalsperren oder Grundschwellen zu schaffen oder, wenn es nicht thunlich wäre, in anderer Weise auf die Erhöhung des Sohlenwiderstandes hinzuarbeiten.

Es darf aber hierbei nicht außeracht gelassen werden, dass mit der fortschreitenden Verbauung im Thalinneren die auf die Bildung des Ausgleichsgefälles Einfluss übenden Factoren andere werden können. Insbesondere wird durch die Verminderung der Geschiebeführung bei sonst gleich bleibenden Verhältnissen die Geschwindigkeit des abfließenden Wassers eine beträchtlichere und das Ausgleichsgefälle deshalb ein geringeres, denn das seiner Größe und Beschaffenheit nach als gleich bleibend angenommene Geschiebe vermag sich bei dieser erhöhten

Geschwindigkeit auf einer gleich steil geneigten Sohle nicht mehr zu halten. Die so mit der fortschreitenden Verbauung verbundene stete Abnahme des Ausgleichsgefälles läſst es behufs Verhinderung der Gefährdung schon bestehender Objecte nöthig erscheinen, durch Einschaltung weiterer, sogenannter secundärer Werke ein der jeweiligen Wasserthätigkeit adäquates geringeres Gefälle zu erzeugen. So kann endlich eine den concreten Bedingungen entsprechende und ein gewisses Gleichgewicht gewährleistende Sachlage geschaffen werden, bei deren Eintritt das Ausgleichsgefälle seine mögliche unterste Grenze erreicht und sich zum „Gleichgewichtsgefälle" entwickelt hat.

Aus obiger ganz allgemein gehaltenen Auseinandersetzung, für deren theoretische Begründung es uns hier an Raum mangelt, ist doch zu entnehmen, daſs einer derartigen Verbauung nicht nur eine ausgedehnte Beobachtung der Bachverhältnisse vorausgehen muſs, sondern daſs auch nach Vollzug derselben ihre beständige Ergänzung unvermeidlich ist.

Die Geschwindigkeit des Wassers kann allerdings ebenso durch Verbreiterung der Querprofile oder durch Schaffung längerer und somit weniger steil geneigter Bachläufe vermindert werden. Diese Maßnahmen sind jedoch in den Wildbächen der Alpen und namentlich im eigentlichen Erosionsgebiete derselben meist wegen der localen Umstände nicht oder nicht leicht durchführbar und hätten zuweilen überdies die Gefahr größerer Böschungserosionen im Gefolge.

Anders ist es, wenn die Sohlenerosion durch directes Heben der Sohlenwiderstandskraft bekämpft werden soll. In solchen Fällen handelt es sich um die theilweise oder gänzliche Sohlenfixierung durch Pflasterung oder ähnliche Mittel. Diese Verbauungsart, die in ihrer vollkommensten Form zur Herstellung der Steinschalen oder Steincunetten führt und zu der Sohlenstaffelung mittelst Querwerke im diametralen Gegensatze steht, empfiehlt sich insbesondere dort, wo infolge des vorhandenen stärkeren Gefälles die Entwicklung des wünschenswerten Ausgleichs-, beziehungsweise Gleichgewichtsgefälles nur durch Einbau einer unverhältnismäßig großen Zahl von Querwerken möglich wäre. Obwohl diese Methode den offenbaren Vortheil für sich hat, daſs dem Wasser keine Gelegenheit zum „Kolken" geboten wird, sollte sie doch allein dort zur Anwendung kommen, wo die mit ihr verbundene Begünstigung des Materialtransportes nicht den Effect der ganzen Verbauung widrig beeinflussen oder einzelnen Verbauungspartien zum Schaden gereichen kann, und wo durch Steinschlag

oder Terrainbewegung oder auf andere Weise der Bestand des Objectes, der Schale u. dgl., nicht zusehr in Frage gestellt ist.

Die seitliche Erosion, die Unterwaschung der Lehnenfüße als Folge von Verwerfungen oder als Folge des Wasseranpralles an stark concav gekrümmte Ufer, kann durch Ufersicherung entsprechend behoben und für die Zukunft durch Schaffung möglichst geregelter Abflussverhältnisse verhindert werden.

Ein besonderer Antheil an der Materialbeschaffung in den Wildbächen ist der unterwühlenden Wasserwirkung zuzuschreiben.

Im allgemeinen hat man es mit zwei Bodenschichten, mit einer oberflächlich lagernden, mehr oder minder wasserdurchlässigen, der sogenannten „hangenden",[1]) und einer darunter befindlichen, mehr oder minder wasserundurchlässigen, der sogenannten „liegenden"[1]) Schichte zu thun. Letztere kann aus einem festen Grundgestein, beispielsweise Schiefer, oder aus einem weicheren, thonigen Gebilde bestehen. Es ist klar, dass bei geneigtem Terrain der Zusammenhalt der hangenden und liegenden Bodenschichten von gewissen Bedingungen abhängt. Das Lostrennen der oberen Schicht von der unteren ist selbstverständlich bereits bei einem bestimmten Schichtenneigungswinkel und unter einem bestimmten Cohäsionsverhältnisse möglich, zudem wird durch die Wirkung der oberflächlich abfließenden Meteorwässer, also infolge von Erosion oder selbst durch Hagel eine Bodenabschwemmung verursacht oder gefördert. In hervorragendem Maße ist aber in den häufigsten Fällen das oberflächlich einsickernde Wasser bei der Entstehung von Terrainabsitzungen thätig. Es durchtränkt nicht nur die obere Bodenschicht, vermindert zumeist deren Cohäsion, vermehrt ihr Volumen und ihr Gewicht, sondern es beseitigt auch, auf der Trennungsfläche abwärts gleitend, gänzlich oder doch zum Theile die Reibungswiderstände und führt schließlich zur Absitzung der durchtränkten und unterwühlten hangenden Bodenschicht. Bei weicheren liegenden Schichten vermag das eindringende Wasser selbst bei geringem Schichtenneigungswinkel schon dann Absitzungen zu veranlassen, wenn es entweder, durch ein Hindernis gehemmt, auf der Trennungsfläche zu stagnieren und die liegende Schicht durchzuweichen beginnt, oder wenn es durch Risse in dieselbe eindringen und so von innen ihre Durchfeuchtung vollführen kann. Unter allen Umständen ist es nöthig, solche

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Begriffe der gleich lautenden bergtechnischen Ausdrücke.

schädliche, bereits eingesickerte Wässer abzuleiten und in Hinkunft das Eindringen derartiger Wässer möglichst zu verhindern. In ersterer Richtung wird man durch ausgiebige Entwässerungsanlagen, in letzterer Richtung durch thunlichste Erleichterung des oberirdischen Abflusses der Meteorwässer das angestrebte Ziel erreichen.

Es möge hierzu bemerkt werden, dass bei schon unterwaschenen und mit Holz bestockten Böden die Bewegungstendenz durch die Schwere der oberirdischen, allenfalls auch noch flach bewurzelten Holzmasse namentlich im Vereine mit starken Luftströmungen gefördert werden kann. Das ist aber keineswegs ein Argument für die Annahme einer ungünstigen Wirkung der Bewaldung; in einem solchen Falle handelt es sich lediglich um die richtige Wahl der Bestandesform, also um die Anzucht bodenbindender, im Niederwalde zu bewirtschaftender Holzarten.

Bei Verbauung der in Rede stehenden Art der Wildbäche ist es selbstverständlich nicht ausgeschlossen, dass es außerordentlich erwünscht oder nothwendig sein kann, das bereits in den Rinnsalen des Niederschlagsgebietes angehäufte Erosions- oder Unterwühlungs-, eventuell theilweise Verwitterungsproduct im Innern des Wildbachgebietes festzuhalten. Man hat dann in der Regel, ähnlich wie bei den vorwiegend Verwitterungsproducte führenden Wildbächen, durch die Herstellung von Thalsperren an geeigneten Punkten Materialdeponien zu errichten, sich dabei aber insbesondere zu vergegenwärtigen, dass an gewissen Örtlichkeiten die Möglichkeit vorhanden sein muss, einer Thalsperre gleichzeitig die Wirkung eines Materialstau- und eines Consolidierungswerkes zu geben.

Weitere wichtige Aufgaben bei Verbauung erodierender oder unterwühlender Wildbäche sind die endgiltige Stabilisierung der anbrüchigen Hänge durch Schaffung der Vegetationsdecke auf denselben sowie die Besserung der culturellen und der wirtschaftlichen Verhältnisse im Niederschlagsgebiete. Diese Aufgaben dürfen nicht aus dem Auge gelassen werden, denn von ihrer zielbewussten und gelungenen Lösung hängt vielfach der volle Effect der Verbauung des Wildbaches ab.

Die Wildbäche der Berg- und Hügelländer, in ihrem Charakter von jenen der Alpen verschieden, erfordern auch im allgemeinen die Anwendung eines anderen Verbauungssystemes. Bei vorherrschend geringerem Gefälle in den tieferen Partien und in der Regel bei einem bloß auf die höchsten Lagen beschränkten starken Gefälle führen diese

Bäche größere Wassermassen und das aus dem Niederschlagsgebiete herabgleitende Materiale den Thalflüssen zu. Brüchige Stellen (Lehnenbrüche) existieren zumeist nur in den oberen Theilen der Niederschlagsgebiete; in den tiefen Lagen, in welchen der Bach häufig schon beiderseits von älteren oder jüngeren Anschwemmungen eingerahmt ist, sind es die stetigen Uferbrüche, welche die Materialbewegung verursachen. Das Augenmerk bei Verbauung solcher Bäche ist, was den Oberlauf anbelangt, meistens der Consolidierung vorkommender Brüche, der Zurückhaltung des im Bachbette bereits vorhandenen Geschiebes und der möglichsten Verhinderung des raschen Abflusses der Niederschlagswässer zuzuwenden. In den tieferen Lagen finden sich in den verhältnismäßig breiten Bachbetten mit flachen Ufern bei überaus ungeregeltem Wasserabflusse mächtige Schotterdeponien vor, und es erwächst hieraus die Nothwendigkeit, der Wandelbarkeit der Scholtermassen durch entsprechende Regulierungsarbeiten ein Ende zu setzen. Die Hauptaufgabe ist und bleibt aber die thunlichste Verminderung des raschen Wasserabflusses im Niederschlagsgebiete, und dieses Ziel ist, da ausgiebige Wasserbehälter (Reservoirs) durchschnittlich bloß in beschränkter Zahl ausführbar sind, meist nur auf culturellem Wege zu erreichen.

Mit den vorbeschriebenen Maßnahmen zur Beruhigung der Wildbäche, sei es nun jener im Hochgebirge, sei es jener im Berg- und Hügellande, haben nöthigenfalls Schutzvorkehrungen am Schuttkegel Hand in Hand zu gehen, wobei auf den richtigen Zusammenhang der Arbeiten im Innern der Wildbäche und in der Thalsohle großes Gewicht gelegt werden muss. Naturgemäß erfordert die Verbauung der Wildbäche im Thalinnern einen relativ bedeutenderen Zeitaufwand als jene am Schuttkegel, so dass es des öfteren nicht rathsam wäre, den Effect der Verbauung im Thalinnern abzuwarten und die Durchführung von Schutzvorkehrungen am Schuttkegel oder im Thallaufe des Wildbaches außeracht zu lassen. Doch muss darauf verwiesen werden, dass man solchen Vorkehrungen im Thallaufe oder am Schuttkegel, meist Bachregulierungen, zunächst nur einen passageren Charakter zu geben hätte, weil ein kostspieliges Definitivum einerseits während der Verbauungsperiode zu stark exponiert erscheinen, andererseits voraussichtlich den nach der Verbauung eintretenden Abflussverhältnissen nicht mehr entsprechen könnte, da ja die Wirkungen eines verbauten Wildbaches selbstredend andere sind als die eines unverbauten. In manchen Fällen wird nach vollzogener Verbauung von der Herstellung eines Definitivums vielleicht ganz abstrahiert werden können, jedenfalls aber ist anzunehmen,

dass sich die Nothwendigkeit besonderer Vorkehrungen gegen Verschotterungen in der Thalsohle mit dem Fortschritte der Verbauung im Thalinnern vermindert.

Als integrierender Theil eines jeden Verbauungssystemes ist auch die Reinhaltung der Bäche von Wildholz und die sorgfältige Beobachtung der Rinnsale, eventuell das langsame und zweckmäßige Aussteinen derselben anzusehen. Dringend geboten ist es, dass das Gehänge der Wildbäche in keiner Weise, weder durch irrationelle forst- noch durch widersinnige landwirtschaftliche Maßregeln, zu welch letzteren insbesondere und unter gewissen Verhältnissen Bewässerungen und Wasserleitungen gezählt werden müssen, beunruhigt werde.

Für die Ausführung der Wildbachverbauungen muss weiters als Grundsatz nicht nur das rechtzeitige, sondern auch das ausreichende Eingreifen bezeichnet werden. Jedes Säumen ist oft von unberechenbarem Schaden begleitet, und jede Lücke im Verbauungswerke wird leicht zu dessen Achillesferse. Dagegen empfiehlt sich ein allzu rasches, überstürztes Vorgehen ebensowenig und kann es der Sache gleich abträglich werden.

Einen maßgebenden Factor der Ausführung bilden die Kosten, von deren Höhe nicht selten die Realisierbarkeit einer bestimmten Verbauung abhängt. Insoferne die Solidität der Ausführung hierdurch nicht in Frage gestellt erscheint, wird demnach vor allem zu erwägen sein, auf welche möglichst einfache Weise und mit welchen möglichst geringen Kosten die Verbauung insceniert werden könne. Die Kosten der Bauausführung sind im allgemeinen zunächst abhängig von der Wahl und Beschaffung der Baumaterialien, von der Art der Construction der einzelnen Werke und von den localen Arbeitsbedingungen. Bei den in unseren Wildbächen vorherrschenden schwierigen Transportverhältnissen wird man sich selbstverständlich, wenn die Ausführung überhaupt eine Wahl zulässt, jenes Materiales bedienen müssen, welches ohne zu erhebliche Kosten zum Bauplatz gebracht werden kann. Obzwar Steinbauten unter sonst gleichen Voraussetzungen in der Regel theurer als Holzbauten zu stehen kommen, so genießen die ersteren in Anbetracht ihrer Solidität und Dauerhaftigkeit doch den Vorzug.

Steht gutes Bauholz an Ort und Stelle oder in der Nähe zur Verfügung, dann kann sich dasselbe allerdings mitunter für eine billigere Bauweise insbesondere deshalb empfehlen, weil die heimische Bevölkerung, von gewissen Theilen unserer Monarchie, z. B. Südtirol, abgesehen, mit der Holzarbeit mehr vertraut ist und darum fremde, im Durchschnitt

kostspieligere Arbeitskräfte nicht herangezogen werden müssen. Der Bestand der hölzernen Werke ist übrigens namentlich dort, wo dieselben continuierlich unter Wasser stehen oder vom Materiale verdeckt sind, oder wo man mit Rücksicht auf die Bodenverhältnisse eine baldige Verwachsung des verbauten Baches zu erwarten hat, zumeist ein hinreichend dauernder. Ein wesentlicher Vortheil der Holzbauten ist aber darin zu suchen, dass eingetretene Beschädigungen in der Regel nicht so schnell zu einer Demolierung des ganzen Baues führen und rechtzeitig wieder gutgemacht werden können. Es wäre deshalb einseitig, wollte man unter allen Umständen dem Holzbaue aus dem Wege gehen, es ist vielmehr Sache des Projectanten, je nach dem localen Befunde die richtige Wahl und das richtige Maß in der Verwendung von Stein und Holz zu treffen.

Was die Art der Construction der einzelnen Werke anbelangt, so mag hier nur erwähnt werden, dass alle jene Arbeiten, welche allein den Zweck haben, den Bauten ein gefälliges Aussehen zu geben, ohne der Stabilität derselben zu nützen, vermieden werden sollen.

Der Kostenpunkt der Ausführung hängt zudem von den localen Arbeitsverhältnissen ab. Es gelte dabei als Grundsatz, sich, wenn thunlich, eine ständige Arbeiterschaft zu bilden und nicht durch Zugeständnisse einzelner hoher Löhne letztere nach und nach auf eine der Situation nicht angemessene Höhe zu schrauben. In dieser Hinsicht hat sich die Verwendung von Sträflingen und Zwänglingen bestens bewährt.

Die im Dienste der Wildbachverbauung diesbezüglich zuerst unternommenen Versuche und gesammelten günstigen Erfahrungen haben die Behörden bereits veranlasst, die Sträflinge auch bei Thallaufregulierungen der Wildbäche und selbst bei Flussregulierungen zur Winterszeit zu verwenden. Ebenso sind schon Private um solche Verwendungen bittlich geworden.

Zur Sicherung einer entsprechenden Solidität des Verbauungswerkes sowie zur Erzielung einer möglichst billigen Ausführung ist die stete Aufsicht durch tüchtige, fachmännisch gebildete Organe erforderlich, welche vorgefundenen Mängeln sogleich abzuhelfen und die nöthigen Weisungen an Ort und Stelle zu ertheilen befähigt sind.

Nicht nur die Kosten der Ausführung, sondern auch die Kosten der Erhaltung sollen ein hervorragendes Moment bei Projectierung von Verbauungen bilden. Die Erhaltung der Bauten ist von den verwendeten Materialien und Arbeitskräften, von der Art der Ausführung

sowie von der Art der Erhaltung selbst abhängig. Wie bereits früher betont, stellt sich die Erhaltung der Steinbauten, weil diese an sich dauerhafter sind, unter sonst gleichen Verhältnissen billiger als jene der Holzbauten. Kleinere Objecte, die überdies im allgemeinen leichter zu construieren sind, erfordern weniger intensive Erhaltung als große, an deren Bestand sich gleichzeitig und naturgemäß ein höheres Interesse knüpft. Die Kosten der Erhaltung können übrigens durch permanente Beaufsichtigung wesentlich reduciert werden. Es erscheint deshalb unbedingt nöthig, dass sofort nach Verlauf eines Elementarereignisses die Bauten einer eingehenden Untersuchung unterworfen und vorgefundene, noch so geringfügige Gebrechen ohne Verzug getilgt werden. An Bauten, bei welchen die heimische Bevölkerung werkthätig betheiligt war, werden derartige Schäden leichter ausgebessert werden, weil dort das Verständnis und das Interesse weit lebendiger sind als anderwärts. Schäden, welche nicht mit Elementarfällen zusammenhangen, sondern dem natürlichen Zersetzungsprocesse zugeschrieben werden müssen, sind gleichfalls thunlichst rasch zu beheben, und wird diesbezüglich die Veranlassung periodischer Bachbegehungen von entschiedenem Vortheile sein. Da die sorgfältige und verständige Erhaltung der Bauten namentlich in den ersten Jahren von eminenter Bedeutung ist, mangelhafte Objecte hingegen dem Thalgrunde unberechenbaren Schaden bringen können, so soll und muss auf die Bildung eines Erhaltungsfonds und insbesondere auf die Möglichkeit intensiver Überwachung Bedacht genommen werden.

Die vorstehend in Kürze skizzierten Grundsätze sind es, nach welchen bei Verbauung der Wildbäche vorgegangen wird. Die verflossene, von reichen Erfahrungen und Erfolgen begleitete 17jährige Arbeitsperiode hat die Richtigkeit dieser Grundsätze hinlänglich bekräftigt, gleichzeitig aber auch für die Zweckmäßigkeit der gegenwärtigen Diensteseorganisation Zeugnis abgelegt.

Die beigefügte Tabelle enthält die Arbeitsleistungen in der Zeit von 1883 bis einschließlich 1898, wobei zu bemerken ist, dass jene ausgedehnten Aufforstungen außer Betracht geblieben sind, welche über Intervention der Organe der Wildbachverbauung von den Besitzern auf deren eigene Kosten durchgeführt werden mussten.

Section	Land	Der Perimeter		Arbeits-			
				Querbauten aus			
				Stein		Holz	
				Thalsperren, Grundschwellen inclusive Steinkastenbauten		Einwandige Stammholz-, dann Flecht- und Faschinenwerke	
		Anzahl	Fläche in *ha*	Anzahl	Inhalt in m^3	Anzahl	Länge in m^3
Sambor . .	Galizien	37	51.938	184	10.139	2.124	17.015
Königliche Weinberge	Böhmen	173	5.403	236	4.469	7.385	50.274
	Mähren	34	56.562	19	585	938	5.566
	Schlesien	23	33.339	479	24.896	1.568	13.117
Linz . . .	Niederösterreich	43	25.315	684	33.063	283	1.599
	Oberösterreich .	6	15.486	118	12.841	204	1.367
	Salzburg . . .	18	164.490	651	49.026	116	739
	Steiermark . . .	7	18 868	48	4.326	170	1.363
Villach . .	Kärnten	35	51.061	1.475	82.437	220	1.439
	Krain	5	6.280	21	1.701	21	93
	Küstenland . . .	3	1.894	489	5.031	—	—
Innsbruck .	Tirol und Vorarlberg. . . .	218	357.250	8.703	304.968	2.358	17.918
Zara. . . .	Dalmatien . . .	34	17.537	2.719	36.679	51	155
	Zusammen . .	636	805.423	15.826	570.161	15.438	110 645

leistung mit Ende 1898.

Längsbauten: Leitwerke, Buhnen, Sporen aus Stein und Holz — Länge in *m*	Längsbauten: Leitwerke, Buhnen, Sporen aus Stein und Holz — Inhalt in m^3	Schalenbauten (Cunetten) — Länge in *m*	Entwässerungsanlagen — Länge in *m*	Verflechtungen, Flechtzäune — Länge in *m*	Bachumlegungen, Correctionen — Länge in *m*	Aufforstungen der brüchigen Grabengehänge — Fläche in *ha*	Berasungen der brüchigen Grabengehänge — Fläche in *ha*	Kostenaufwand *K*
27.762	52.436	3.593	2.600	102.179	42.434	98·6	5·3	824.694
4.594	737	3.316	48	11.444	465	176·9	23·8	521.158
15.737	8.367	890	—	25.882	7.060	9·9	0·1	184.692
11.403	7 975	940	18	22.473	14.464	58·1	0·1	376.152
9.039	18.552	6.449	331	78.239	35.051	23·9	15·5	1,437.032
5.218	8.770	2.522	12.921	3.482	2.201	29·8	6·1	471.062
21.098	50.519	6.416	39.043	140.367	13.017	92·1	73·3	1,221.966
5.494	6.378	6	1.494	15.422	2 131	9·0	2·0	153.388
13.690	33.436	21.430	9 059	185.484	9.454	243·7	112·0	1,814.774
201	971	162	—	3.224	758	2·5	2·5	90.434
2.406	2.909	73	—	5.064	—	0·7	—	44.612
45.134	120.822	44.041	42.207	549.532	7.238	969·8	143·0	4,687.902
7.820	7.855	5.932	1.812	2.944	2.259	250·2	—	730.584
169.596	319 727	95.770	109.533	1,145.736	136.532	1.965·2	383·7	12,558.450

Österreich in der „Göttlichen Komödie".

Von **Julius Mucha**.

Mit einer Kartenskizze und einer Illustration.

Graz.

Lo primo tuo rifugio, il primo ostello
Sarà la cortesia del gran Lombardo
Che'n su la Scala porta il santo ucello . .

(Dein erster Zufluchtsort, Dein erstes Obdach
Wird sein des mächtigen Lombarden Großmuth,
Der auf der Leiter trägt den heil'gen Vogel . . .
Paradies XVII, 70—72.

Wer Dante Alighieris „Komödie" nur einigermaßen aufmerksam durchblättert, stößt dabei allenthalben auf die Schilderung von Örtlichkeiten, deren wunderbar scharfe Zeichnung kaum zweifeln läſst, des Dichters leibliches Auge habe nicht minder Antheil daran genommen als das geistige.

Einige davon und zwar gerade die schönsten fallen innerhalb der Marken des heutigen Österreich, vornehmlich seiner Provinzen Tirol, Istrien, Küstenland und Krain. Die namentlich neuerer Zeit da und dort zum Ausdrucke gelangten monumentalen und sonstigen Ehrungen erhalten dadurch neben der begrenzten nationalen noch eine zweite, erweiterte Bedeutung, und erscheint es hiernach doppelt gerechtfertigt zu untersuchen, inwieweit Dante unserem Vaterlande persönlich und örtlich näher getreten. Steigert sich ja bei jedem Geistesproducte, vorab also bei einer der gewaltigsten Schöpfungen der Weltliteratur das Interesse an dem Verfasser und dessen Erdenwallen in dem Maße, als wir zufällig oder absichtlich Gelegenheit finden, ihm auf der Stätte, die sein Fuß berührt, die einst gewonnenen Eindrücke mehr oder weniger begeistert oder angeregt nachzufühlen.

Besondere Weihe empfängt unsere bescheidene Untersuchung durch den Umstand, daſs gerade am letztverflossenen Charfreitag sich nach weit verbreiteter Ansicht zum sechshundertstenmal das Gedenken jenes Zeitpunktes jährte, zu welchem Dante mit seiner „Commedia" in die Öffentlichkeit getreten. Wenigstens in den Grundzügen; gefeilt, ergänzt, eingeschaltet hat er daran zeitlebens; aber für die vorgeführten Gestalten und Ereignisse galt ihm der große „venerdi santo 1300" als Abschluſs, was uns befugt, jenen als Geburtstag des Riesenwerkes zu begrüßen.


Steyer
Cilly
Krain
Zirknitz
Kärnthen
Görz
Istrien
Tolmein
Aquileja
Udine
Cividale
Duino
Triest
Pola
Tyrol
Trident
Trient
Volano
Riva
Rovereda
Lizzana
Venedig
Verona
Ravenna

Vielleicht erscheint es nicht unwillkommen, vor Eingehen in unsere Aufgabe, Dantes Spuren auf heute österreichischem Boden zu verfolgen, einen Blick auf die Hauptmomente seines Lebens zu werfen. Manch Späteres dürfte dadurch erklärlicher werden.

Cacciaguida, einen 1147 verstorbenen Krieger, nennt er seinen Ahn, dem er im „Paradies" XVI, 34 die Worte:

„... zu treuem Walten
Im Hause kam die Gattin mir vom Po,
Von der den zweiten Namen Du erhalten"

in den Mund legt. Dies war aber eine Aldighiera degli Aldighieri, deren Name wohl aus mittelalterlicher Galanterie, wie angenommen wird, auf den Erstgeborenen übergieng und seitdem bei der Familie verblieb.

Alighiero II. nun, ein florentinischer Rechtsgelehrter und Patricier, hatte — schon hier beginnen die chronologischen Schwierigkeiten — aus seiner zweiten Ehe mit einer nur als „Donna Bella" bekannt gewordenen Dame zwischen dem 18. Mai und 17. Juni 1265 in dem noch heute vorhandenen Häuschen Nr. 2 der Via San Martino einen Sohn empfangen, der, wie jeder echte Florentiner in Sanct Johannis Kapelle („Paradies" XXV) getauft, hierbei den seither unsterblich gewordenen Namen Durante, verkürzt „Dante" erhielt.

Väterlicherseits früh verwaist, bekam Dante den damals bedeutendsten Jugendbildner, Bruno Latini, Staatssecretär der Republik, zum Lehrer. Zeitlebens bewahrte er diesem Manne die höchste Dankbarkeit, und nur sein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl konnte ihn vermögen, demselben andererseits aus gewissen Gründen ein recht warmes Plätzchen in seiner „Hölle" anzuweisen. Obige Studien fanden dann durch den Besuch einer der damals besonders berühmten Hochschulen, Bologna oder Padua, ihren entsprechenden Abschluss.

Als neunjähriger Knabe (1274) bei einem der in der Blumenstadt so beliebten Maifeste hatte er nach Eigenbericht in seinem Erstlingswerke „Vita nuova" („Neues Leben") jene tief in sein späteres geistiges Schaffen eingreifende Begegnung mit der um ein Jahr jüngeren Beatrice, Tochter des Bürgers Folco di Portinari, deren Name sich innig mit seiner eigenen Unsterblichkeit verflechten sollte.

Eine ungetrübte, in harmonischem Wechsel zwischen ernsten Studien und der Pflege schöner Künste verbrachte Jugendzeit folgte. Die Poeten Guido Cavalcanti, Cino da Pistoja, Dino Frescobaldi, der berühmte Sänger Casella, ferner Giotto, dessen Meisterhand uns in der Kapelle des trotzigen Bargello zu Florenz das best-

getroffene Bild Dantes hinterließ, endlich eine Zahl angesehener Architekten, Astronomen, Mathematiker, Naturforscher waren ihm befreundet, und in diesem Verkehre mag der Same zu jener Wissensfülle gestreut worden sein, die sich später in des Dichters Werken so bewundernswert entfaltete. Ob er einige Zeit im Franciscanerorden Novize gewesen, ist unbewiesen; jedenfalls aber hat er vielfach Gelegenheit gesucht wie gefunden, tiefe Blicke in das damals stark im argen liegende Papst- und Mönchswesen zu thun.

Herangereift, wollte der junge Gelehrte vor allem seiner Vaterstadt dienen, wozu der Eintritt in eine Zunft Vorbedingung war. Seine Wahl fiel, wohl aus besonderer Wertschätzung der Naturwissenschaften, auf jene der Ärzte und Apotheker, eine der vornehmsten, die erst später ihre Popularität an die der „Wollkrämpler" abgeben musste, deren Bezeichnung „Scardassieri" noch heute den Florentinern als harmloser Spitzname anklebt.

Und Beatrix? Nun, sie hatte sich inzwischen zur reizendsten Mädchenblüte entfaltet und ward dann, wiewohl Dante im Bewusstsein ritterlichen Frauendienstes die „Beseligende" nie aus den Augen verloren, von einem anderen, dem Bürger Simon de Bardi, heimgeführt. Gerade in dieser von keinem Hauche der Alltäglichkeit berührten Vorstellung aber konnte sie Dante am reinsten hinübernehmen in das Reich der Poesie, um sie wiederzufinden als Führerin in jenen lichten Räumen, wohin sie nur allzubald entschwinden sollte. Beatrix stirbt, 24 Jahre 2 Monate alt, am 9. Juni 1290, und der Dichter scheint untröstlich, bald im Sinnentaumel, bald in klausnerischer Entsagung das erwünschte Vergessen suchend. Umsonst! Trotzdem, fast als Beleg, dass Minne und Ehe sich unter Umständen ganz gut nebeneinander vertragen, heiratet er über Zuspruch seiner Angehörigen, vielleicht auch aus politischen Nützlichkeitsgründen schon etwa zwei Jahre darauf Gemma Donati, welch brave Frau ihn allgemach mit sechs Kindern beschenkt, wovon die Hälfte am Leben bleibt. Dass er ihrer nirgends erwähnt, entspricht wohl der aus der Provence nach Italien verpflanzten Troubadoursitte, seine Lieder jeder beliebigen Frau, nur nicht der eigenen zu widmen. Sie braucht deshalb, wie mancherorts gemunkelt ward, keine Xanthippe, sondern konnte ihres verdeutschten Namens „Edelstein" als Gattin vollkommen würdig gewesen sein.

Nachdem Dante im florentinischen Heere, das beim Klange der Kriegsglocke „Martinella" am gewaltigen Fahnenwagen auf nahezu hunderttausend streitbare Bürger und Landbewohner gebracht werden

konnte, 1289 bei Campaldino gegen Arezzo, ein Jahr darauf gegen die Pisaner gefochten, sich vertraulicher Sendungen der Signoria bestens entledigt, trat er endlich bei erreichtem 35. Lebensjahre als gewählter „Prior" auf zwei Monate in diese erlauchte Körperschaft, und offen vor ihm lag nun die Bahn zur Verwirklichung seiner von reinstem Patriotismus dictierten politischen Ziele.

Aber in den Sternen, die er doch so sehr liebte, dass er jeden der drei Theile seines Weltepos mit Aufblick zu ihrem funkelnden Strahlenkreise abschloss, stand es anders geschrieben. Nur umso tiefer zu fallen, war er so hoch gestiegen. Das schöne Florenz, reich durch Handel und Industrie, durch seine Sitte, Kunstliebe und Prachtlust wie geschaffen zum Musensitze, barg unter dieser rosigen Tünche die Hyder hässlichster Leidenschaften und verzehrendster Zwietracht.

Nicht genug, dass bereits seit 1215 Welfen und Ghibellinen durch ihre unabsehbaren Händel die Halbinsel mit wüstem Waffenlärm erfüllten, spaltete erstere zu Florenz ein anfänglicher Erbschaftsstreit zwischen den Familien Buondelmonti und Cerchi neuerlich in „Weiße" und „Schwarze". Jenes Geschlecht, altadelig, aber verarmt, stützte sich auf seine ghibellinischen Standesgenossen und die unterthänigen ärmeren Volksclassen, den „popolo minuto", dieses auf das mit ihm vielfach versippte reiche Bürgerthum. Das abwechselnd lichte und dunkle Marmorgetäfel, welches den herrlichen Florentiner Dom auskleidet, soll der Sage nach eine lapidare Mahnung des Baumeisters Arnolf di Cambio zur Verträglichkeit der zwei hadernden Parteien gewesen sein. Selbstredend konnte ein Mann von Dantes Ansehen in dem Kampfe nicht müßig abseits stehen. Trotz seiner Verwandtschaft mit den stockwelfischen Donati hielt er zu den „Weißen", die, milder in ihrem ganzen Gehaben, überdies seiner jeder fremdländischen Einmengung in die Angelegenheiten Italiens abholden Anschauung näher standen. Thatsächlich ward er auch, als es sich darum handelte, Papst Bonifaz VIII. über die Schliche der „Neri" aufzuklären, zum Führer der Abordnung erkoren. „S'io vo, chi resta, s'io resto, chi va?" soll er bei diesem Anlasse selbstbewusst ausgerufen haben, ohne Ahnung, dass er für eine bereits verlorene Sache arbeite. Längst nämlich hatte der Papst mit König Philipp dem Schönen geheime ghibellinenfeindliche Abmachungen gepflogen, und wie ein Blitzstrahl traf die ahnungslose, hinterlistig in Rom zurückgehaltene Gesandtschaft die Schreckenskunde von Karl von Valois', des Königs Bruders, mit Hilfe der Schwarzen

bewerkstelligtem Einzuge in Florenz. Nun kam Schlag auf Schlag: ein Beschluss vom 10. März 1302 entschied Dantes Verbannung, seine Güter wurden confisciert, sein Haus dem jeglichem Erfolge zujauchzenden Pöbel zum Plündern überlassen. Er, der seine „große Stadt am schönen Arnoflusse" mit glühender, aufopferungsfähigster Liebe umfieng, sollte sie nie wiedersehen . . .

Ein am 30. Juli 1304 von Forli aus unternommener Versuch Dantes und seiner Mitverbannten, die Rückkehr zu erzwingen, misslang vollständig, weil, wie es heißt, ungewöhnliche Sonnenglut jede Bewegung der Schwerbewaffneten lähmte, und hatte nur die böse Folge, dass Dante bei Strafe des Feuertodes im Aufgreifungsfalle nunmehr für immer geächtet ward. Nicht ohne Rührung lesen wir die darauf bezüglichen Worte seines Urahns Cacciaguida im XVII. Capitel des „Paradieses":

„Verlassen wirst Du all die lieben Dinge,
Die Dir am theuersten, und dieser Pfeil wird
Der erste sein von der Verbannung Bogen.
Erfahren wirst Du, wie gesalzen schmecket
Das fremde Brot, und wie so herb der Pfad,
Den man auf fremden Stiegen auf- und absteigt."

Selbst die Kinder, noch klein, muss der Heimatlose in der Gattin Obhut zurücklassen, diese raubt ihm zudem sammt den zwei jüngsten Söhnen 1308 jene furchtbare Pest, die durch Boccaccios „Decamerone" dem Gedächtnis der Nachwelt unvergesslich geworden.

Und jetzt beginnt jenes unstete Wandern von Ort zu Ort, vom Fuße des rauhen Apennin bis zu dem der Alpen, worüber späterhin so viel Gelehrtentinte geflossen, ohne dass es bis heute gelingen wollte, sämmtliche Glieder dieser langen Leidenskette chronologisch richtig ineinander zu schlingen. Zahllose Städte, Schlösser und Klöster der Romagna, Toscanas und Oberitaliens berühmen sich mit einem patriotischen Eifer, der den Neid Homers erwecken könnte, seiner Anwesenheit. Dass er sich jedenfalls mehr als genug umhergetummelt in seinem armen, damals gleich einer Harlekinsjacke bunt zusammengeflickten Vaterlande, beweist seine genaue Kenntnis all jener Mundarten, die er nach eigenem Ausdrucke „durch ein Sieb gehen läst", um als endlichen Rückstand die gemeinsame „Vulgärsprache" zu finden, deren würdigster Former und Interpret er selbst wird, und die seither sich ungeschwächt mit ihren süß klingenden Tonwellen in das Ohr jedes Gebildeten schmeichelt . . .

Wohl schloss er sich in den ersten Exiljahren noch verschiedenen Versuchen seiner Schicksalsgenossen, in gutem oder gewaltsam nach

Florenz zu gelangen, an, aber ersteres hintertrieben jene niederen Seelen, die sich inzwischen in die confiscierte Habe getheilt, letzteres die Uneinigkeit der Ausgewiesenen untereinander, von denen er sich endlich lossagt, um, wie es im „Paradies“ XVII heißt, „für sich selbst Partei zu machen.“

Nun steht er ganz allein. Nicht einmal jener Strahl unbehinderten Sonnenscheines, den sich Diogenes erbat, soll ihm gewährt sein. Ruhelos irrt sein schwankes Schifflein auf dem durch Stürme aller Art aufgewühlten Lebensmeere umher, einzig geleitet von dem aus düsterem Gewölke tröstend herablächelnden Stern Beatrice.

Aber so grausam es klingt: hätte uns Dante ohne diese Gemüthserschütterungen eines der erstaunlichsten Werke des Menschengeistes hinterlassen? Kaum! Liebe und Leid — das waren die Fackeln, die ihm auf seinem Lebenswege voranleuchteten und ihren Abglanz in die phantasievoll schaffende Werkstatt seines Genius warfen.

Wenn auch erzählt wird, die ersten sieben Gesänge der „Komödie“ seien bereits zu Florenz verfasst und beim Sturm des Janhagels auf Dantes Haus von dessen Gattin aus den Flammen gerettet worden, so bleiben immer noch volle 23 Jahre zu deren Weiterführung, die erst mit jenen moderfeuchten Blättern ihren Abschluss findet, welche eine glückliche Hand hinter der ein Fenster blendenden Rohrmatte in Dantes Sterbezimmer hervorlangt.

Nun erst steht dieses mit einer Fülle scholastischen, physikalischen und historisch-geographischen Wissens durchsetzte Werk in seiner ganzen Größe vor uns. Eine dichterische Schilderung stufenweiser Einkehr des Sünders zum Urquell des Friedens, doch nicht abstract, sondern in beständigem Hinblicke auf das eigene Erdenwallen, somit ein gleichzeitiges Spiegelbild seiner Tage mit gelegentlichen prophetischen Perspectiven in die fernste Zukunft . . .

Dass in die zahlreichen Bilder und Gleichnisse eine Menge unmittelbar empfangener Eindrücke mit einfließen mussten, ist begreiflich; dies gilt sowohl bezüglich gewisser Zeitgenossen, die damals durch ihre Stellung im öffentlichen Leben Italien wie Deutschland gemeinsam angehörten, als auch von Örtlichkeiten, die der Nimmermüde, frei von nationaler Engherzigkeit, forschend und beobachtend beschritten.

Eignet somit Dante durch seine Werke der ganzen Welt, durch Geburt und Fühlen dem schönen Italien, so dürfen wir Österreicher behaupten, dem Stamme nach ebenfalls unser Theil an ihm zu haben.

Er ist Etrusker; sein ganzer Typus bezeugt es. Ist nun dieses Volk, wie die Forschung anzunehmen geneigt ist, wirklich ein indogermanisches, in grauer Vorzeit aus Rhätien südwärts abgedrängtes, dann bildet es mit seinen zwischeneingestreuten Bindegliedern in den „sieben“ und „dreizehn Gemeinden“, dem Gebiete der „rauhen Euganeer“ und anderer halbwegs sesshaft gewordener Sprengpartikel der Völkerwanderung, einen stammverwandten Menschenschlag, dessen nördlicher, letzter Hause am Inn und an der Donau sich ja bis heute des Deutschen als Mutterlautes bedient.

Nicht minder dürfte seiner Urahne Name gleich vielen anderen in Oberitalien — z. B. der berühmt gewordene Garibaldis vom althochdeutschen „gar“ und „bald“ — als ostgothischer oder langobardischer „Adalgêr“ oder „Aldigher“ nach Welschland gekommen sein und sich dann allmählich im weichen Toscanisch die rauhen Kanten abgeschliffen haben. Das „redende“ Wappen der Veroneser Familie Serego, Dantes Abkömmlings in weiblicher Linie, ein goldener Flügel im blauen Felde („ala gerunt“), beweist als neueren Datums nichts dagegen; das Florentiner Wappen der Alighieri war lediglich ein schwarzgoldener, von silberner Querbinde untergetheilter Schild.

Persönliche Beziehungen zu anderssprachigen Nationen hatte Dante nur insoweit, als sie ihm zur Verwirklichung seiner weitausgreifenden politischen Pläne zweckdienlich erschienen; die Deutschen speciell lernt er überdies bloß nach jenen zweifelhaften Proben kennen, die das Reich als rückenkrumme Hofschranzen oder gewinnsüchtige Söldlinge nach der Halbinsel schickt, was wohl das Epitheton „gefräßig“ hinlänglich entschuldigt, das im XVII. Capitel der „Hölle“ missmuthig seiner Feder entschlüpft.

Dass er der deutschen Kaiser, welche dem Wehschrei des „Dichters der Monarchie“, wie er sich in selbstverfasster Grabschrift nennt, lässiges Gehör schenkten, mehrfach tadelnd gedenkt, ist begreiflich. So im „Fegefeuer“ VII:

„. . . Kaiser Rudolfs, der Italiens Wunden
Zu heilen zwar vermocht, doch nicht geheilt.“

Ebendort des Böhmen Ottokar sammt Sohn Wenzel, welch letzterer, allerdings infolge fataler Verwechslung mit einem Namensbruder, besonders schlecht wegkommt. Geradezu erschütternd aber sind die Worte voll Vorwurfes an den deutschen Albrecht in obigem Capitel:

„Schuld bist Du sammt dem Vater an dem harten
Geschick Italiens, da Ihr, deutsche Gaun

Nur pflegend, ganz versäumt des Reiches Garten . . .
Komm her, und sieh, wie Deine Roma weint,
Und höre Tag und Nacht der Witwe Stöhnen:
Mein Cäsar, ach, warum nicht mir vereint?“

Bei alldem war es ihm ebensowie dem nachgefolgten Petrarca natürlich nur ganz bescheiden um die Einigung (accordo) des vielköpfigen Italien unter kaiserlichem Richterspruch bei jeglicher Zwietracht zu thun; an die Einheit (unità) begann man erst fünfhundert Jahre später zu denken . . .

Nach obigen Vorbemerkungen stehen wir hart vor unserer Aufgabe, deren Lösung wir unverzagt zusteuern wollen, fern von jeder Kathederunfehlbarkeit, vielfach sogar uns allein dem Pulsschlage der Volksüberlieferung anschließend, die in ihren Liedern und Sagen manch schätzbares Goldkorn birgt.

Wir schreiben das Jahr 1303. In diesem finden wir den beredten Dante zum erstenmale als politischen Abgesandten seiner Partei am Hofe Bartolommeos della Scala zu Verona. Ob der Dichter damals wohl ahnte, dass der im Gefolge jenes Dynasten auftretende fünfzehnjährige Knabe als der berühmte „Can grande“ in naher Zeit sein Freund und eifrigster Beschützer werden würde?

Wenn Dante sich auch nachher mehrfach anderwärts, in Bologna, Padua, bei dem großherzigen Welfen Malaspina in Lunigiana und in Mugello, aufhält — von jetzt an ist es stets Verona, wo er bei den Scaligern, zuletzt dem zum Ghibellinenhaupte herangewachsenen Cane offene Thür und Hand findet.

„Wenn er so ernsten Blickes, die Adlernase unter hochgezogener Kapuze scharf vorspringend, leicht gebückt, in ruhiger Würde durch Veronas Straßen schritt, da steckten,“ erzählt Boccaccio, „die an ihren Hausschwellen hockenden Gevatterinnen die Köpfe zusammen: Seht den, der nach Belieben zur Hölle fährt und von dort Nachricht bringt! Darum ist auch sein Antlitz so braun vom Qualm und sein Haar so kraus von der Hitze da unten!“

Damals nun, das Jahr ist schwankend, wurde Dante als Vertrauensmann der Scaliger nach dem Lägerthale, Val Lagarina im heutigen Südtirol, entsandt. Dies ganze Gebiet bis Bozen, nacheinander von Rhätiern, Ostgothen, Langobarden, Franken besiedelt, unter Otto I. sammt der Mark Verona (Bern) Kärnten angegliedert, trotzdem durch mehr als vierhundertjährige Einflüsse romanisiert, stand Anfangs des 14. Jahrhunderts als Bisthum Trient unter Heinrich III., der

aber bereits oft genug den Krummstab als Fuchtel gegen seine widerborstigen Vasallen gebrauchen musste.

Außer dem unter dem Titel eines „Schutzvogts der Kirche" sich als böser Nachbar bemerkbar machenden Grafen von Tirol waren es besonders die zu jener Zeit in fünf Linien blühenden Herren von Castelbarco, die von ihren allenthalben zerstreuten Felsennestern fehdelustig herablugten ins Land. So zu Chiusole, Beseno (damals deutsch Pisein), Loppio am gleichnamigen Bergsee, Avio, wo noch deren Grabsteine mit dem zerbröckelnden Löwenwappen aufragen, endlich zu Lizzana bei Rovereto.

Schon seit 1181, wo ein etwas nebelhafter Aldrighet von Castro Barcho eine Meinungsverschiedenheit mit Bischof Adalpretus dadurch beglich, dass er ihn, wie ein Stein am Franciscanerkloster zu Rovereto besagt, einfach niederschlug, bestand dies gespannte Verhältnis, das nicht besser wurde, als die geistlichen Landesherren begannen, aus Geldnoth ihre Ministerialen und eingeborenen Adeligen, wie die Arco, Castelbarco, Lodron, mit Gerichtsbarkeiten und Grund zu belehnen.

Zu Wilhelm von Castelbarco nun, Verwandtem der Mantuaner Gonzaga, Freunde und Gesinnungsgenossem der Scaliger, der damals auf seinem jetzt in den letzten Trümmern liegenden, nur durch ein Gartenhäuschen gekennzeichneten Schlosse Lizzana hauste, wurde der Dichter behufs Schlichtung einer Streitsache mit dem Trienter Bischofe entsandt. Wie seine Mission ausfiel — wer mag's wissen? Wichtig und erfreulich ist dagegen der Umstand: er war hier, gewiss, sogar längere Zeit, erquickte sich an dem Anblicke der umgebenden Alpennatur und entnahm ihr — vollwichtige Zeugen seines Aufenthaltes — einige seiner schönsten Bilder! Ausflüge nach dem ehrwürdigen Trient, das kürzlich diese zweifellose Anwesenheit durch ein herrliches Standbild verewigte (sieh die Illustration), dem freundlichen Rovereto, wo Dantes Gastfreund das in alten Urkunden „Castel Junk" genannte Schloss, gegenwärt Kaserne, besaß, wirkten hierbei besonders förderlich. An der Façade der Marienkirche im nahen Volano, dem uralten Castrum Volaenes des Paul Diaconus und einstigen „Nussdorf" der ringsum sesshaft gewesenen Deutschen, soll nach der Erzählung Ambrosius Francos, eines Zeitgenossen Dantes, eine Darstellung der Hölle nach des Dichters eigenem Entwurfe sichtbar gewesen und, wie Michelangelo Mariani ergänzt, erst um 1670 „per degni rispetti" übertüncht worden sein.

Die Freske an sich darf nicht wundernehmen, ist ja noch jetzt namentlich in den Alpenländern das Bemalen der Kirchenwände ein häufig geübter, aus dem frühesten Mittelalter überkommener Brauch, wo man nach Scartazzini solche Flächen im Geiste der damaligen Mysterienspiele mit phantastischen Abbildungen von Höllenqualen und Himmelsfreuden in Farbe und Mosaik zu schmücken pflegte. Da ist's denn nicht unmöglich, dass der mit den höllischen Einrichtungen wohlvertraute Dichter auf einem seiner Spaziergänge im sinnenden Aufblicke zum „Schnee der Chiarentana („Hölle" XV) dem pinselnden Farbenkünstler leutselig einen guten Rathschlag gegeben. Schade ist es immerhin, dass die „rispetti" aufwallenden Übereifers stärker waren als maßvolle Pietät.

Überzeugender noch als obige Mittheilung sprechen für Dantes Ortskenntnis die schönen Worte im XX. Capitel seiner „Hölle":

„Suso in Italia bella giace un laco
Appiè dell' Alpe, che serra Lamagna
Sopra Tiralli,[1]) ed ha nome Benaco.
Per mille fonti, credo, e più si bagna
Tra Garda, Val di Monica e Penino
Dell' acqua, che nel detto lago stagna.
Luogo è nel mezzo là dove 'l Trentino
Pastore, e quel di Brescia e 'l Veronese
Segnare potria, se fesse quel cammino . . ."

In freier Übersetzung:

„Ein See liegt an des schönen Welschlands Rande,
Benaco, wo das Alpgebirg verschließt
Nah bei Tirol der Deutschen rauhe Lande.
Vom Valle Monica bis Garda schießt
Das Wasser in den See aus tausend Bächen,
Indes es murmelnd den Penin umfließt.
Inmitten aber liegen ebne Flächen,
Und drei verschiedne Hirten könnten dort
Auf einem Grenzpunkt ihren Segen sprechen . . ."

Wer erfreut sich nicht bei diesen treffenden Worten in angenehmem Rückerinnern jenes sonnüberglänzten Beckens, dessen saphirblaue, von Grundquellen und Schaumbächen gleicherweise genährte Flut tirolisches Gestade als dessen malerisch schönsten Theil bespült? Dort, bei Riva müssen wir auch die Cultusstätte jenes Keltengottes Taran suchen, der, wie Livius meldet, sich als Deus Peninus in die römische My-

[1]) Im Urtext für Tirol.

thologie schmuggelte, einem Gebirgszuge seinen Namen gab und als Beschützer der Alpenwanderer angerufen wurde.

Im Val Monica erkennen wir das nach einer noch bestehenden Ortschaft benannte Westufer voll goldschimmernder Citronenhaine, während der mit Feige, Ölbaum und Rebe umkränzte Ostrand jene alte Reichsburg als Wahrzeichen trug, die nach dem Versinken der Märchenstadt Benaco dem See zur neuen Pathin ward.

„Es steht ein Thurm ‚ze Garten‘, darinnen liegt ein Hort,
Er ist gefüllt mit Schätzen vom Boden bis zum Bort . . .“

singt das altdeutsche Heldenlied über einen Kaiser Ortnit von Lamparten (Lombarden), der an dieser Stelle mit der durch des Zwerges Alberich geheime Kräfte entführten Heidenjungfrau Sydrat beneidenswerte Flitterwochen feierte.

Wo sich nun die jene drei Hauptbuchten nebst der fühlerförmig vorgestreckten Halbinsel Sermione verbindenden idealen Linien rechtwinklig kreuzen, liegt beiläufig das sichelförmige Inselchen bei Frati, schon zur Römerzeit ein Trifinium für die anwohnenden Stämme, mit einem Jupitertempel, der 1220 vom heiligen Franz von Assisi in das mit drei Altären ausgestattete Christenkirchlein Santa Margherita sammt anstoßendem Kloster verwandelt worden. Durch die jedem der Altäre entsprechende Thür aber hatte der jeweilig celebrierende Bischof freien Ausblick in der Richtung seines Sprengels: Brescia, Verona, Trient.

Uns zu einem zweiten Dantes Aufenthalt im Trentino darthuenden Bilde wendend, versetzen wir uns auf den 302 *m* hohen, rauhfelsigen Bergvorsprung, der die bereits erwähnten Schlossruinen von Lizzana trägt. Die Venetianer waren es, welche, von Azzo von Castelbarco zu Erben seiner Besitzungen ernannt und fast ein Jahrhundert als Pfahl im Fleische im Lägerthale hausend, die Burg bei ihrem Abzuge nach der Niederlage von Calliano 1487 zerstörten und so gegen ihren Gönner selbst zur Nemesis wurden. Noch heute findet man da und dort Münzen, die, auf der einen Seite den Marcuslöwen, auf der anderen den Tiroler Adler zeigend, an diese Periode seltsamer Doppelregierung im Lande gemahnen. Doch zurück zu unserem Bilde!

„Ein Frühlingsregen ist eben niedergegangen, und in breitem Strahle bricht die Sonne nun wieder durch die in Dunst zerflatternden Wolken. Neu erfrischt hebt sich Blatt und Blüte, und in vollen Zügen athmen wir die sauerstoffgeschwängerte Luft. Unter der im Gemäuer

noch erkennbaren Porta del Pozzo, unserem bergenden Zufluchtsorte, vortretend, werden wir sofort durch den Anblick eines — Silbermeeres gefesselt, das den Fuß des von unzugänglichen Rutschflächen bedeckten Berges Zugna in ungeheueren Wogen zu umwallen und mit dem breiten Bande der Etsch in eins zusammenzufließen scheint. Das sind die ‚Slavini von San Marco‘, die gleich erstarrter Lava durcheinandergewürfelten Trümmer eines Bergsturzes aus dem Jahre 883, die einer ganzen Stadt zum Grabe geworden sein sollen, und auf denen nun die in Milliarden von Tropfen sich spiegelnden Sonnenblitze jene bewundernswürdige optische Täuschung hervorrufen. Anders im Sommer. Da brütet drückende Glut auf diesem 347 *ha* fassenden Durcheinander blauschwarzer und graugrüner Mergelkalkblöcke, die selbst dem versuchten Anbau der genügsamen Olive hartnäckig spotten, statt deren erhoffter Triebe zahlloses giftiges Gewürm den klaffenden Spalten entkriecht. . .“

Dieser Scenerie hat Dante zum nahezu untrüglichen Beweise seines Verweilens auf Lizzana und, wie vermuthet wird, auch in San Marco als Inwohner im XII. Capitel seiner „Hölle“ also gedacht:

„Era lo loco, ove a scender la riva
Venimmo alpestro, e per quel ch'io er'anco,
Tal, ch'ogni vista ne sarebbe schiva.
Qual è quella ruina, che nel fianco
Di quà da Trento l'Adice percosse,
O per tremuoto, o per sostegno manco:
Che da cima del monte, onde si mosse,
Al piano è sì la roccia discoscesa,
Ch'alcuna via darebbe a chi su fosse . . .“

was Philalethes, der gelehrte Sachsenkönig, mit den Worten verdeutscht:

„Der Ort, wo wir zum Niedergang gelangten,
War steinig und so graus ob seines Inhalts,
Dass jeder Blick zurückgeschaudert hätte.
Wie jener Bergfall ist, der eine Seite
Der Etsch diesseits Trient bedrängt, sei's, dass einst
Die Erd' erbebt, sei's, dass der Grund gewichen:
Denn von des Berges Höh', dem er entstürzte
Zur Ebn', ist so herabgerollt das Steinwerk,
Dass es von oben keinen Pfad gewährt . . .“

(Schluss folgt.)

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Neue Literatur aus Tirol.

Von Dr. Bernhard Münz.

Wien. (Fortsetzung.)

„Kanzler Bienner und sein Process.“ Von Josef Hirn. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. Innsbruck 1898. 8°. XX, 533 (1) S.

Wer hat nicht schon vom „Kanzler von Tirol“ gehört oder gelesen? Er war bisher ein Lieblingsobject für Sage und Dichtung, aber nicht ein Vorwurf für nüchterne, quellenmäßig geschichtliche Behandlung. Es ist ein Verdienst des Verfassers, ihn dieser zum erstenmal zugeführt und, soweit die Quellen fließen, ein vielseitiges, umfassendes und erschöpfendes Bild von ihm entworfen zu haben. Vollends tritt das processuale Verfahren mit lichtvoller Klarheit und packender, dramatischer Lebendigkeit zutage. Es ist auch gebürende Aufmerksamkeit darauf verwendet worden, wie der Landesfürst, auf dessen Machtwort schließlich alles ankam, allmählich zum entscheidenden Schritte bewogen wurde. Wir glauben es dem Verfasser von Herzen gern, wenn er in der Vorrede bemerkt: „Mühsam, ich darf es sagen, war das Zusammentragen jener Behelfe, die es wenigstens einigermaßen ermöglichten, Spuren zu entdecken von Motiven und Vorgängen, welche auf Bienners Endgeschick eingewirkt haben.“

Vor dem Leser des Buches entwickelt sich eine spannende Tragödie. Wir haben neuerdings Gelegenheit zu sehen, dass der bedeutendste, findigste, erfindungsreichste und bühnenwirksamste Dichter die Wirklichkeit ist, dass diese von der schauerlichsten Phantasie nicht überboten werden kann. In der Nähe des Capitols dräut der tarpejische Felsen, oder wie der hochgefeierte Tiroler Sänger Adolf Pichler sich ausdrückt:

„Unter dem Jubel des Seins zieht still die ewige Klage,
Durch das Blütengestad windet der Acheron sich.“

Die Lebenslehrerin Geschichte zeigt dies hier von neuem. Nicht politische oder confessionelle Beweggründe, auch nicht nationale waren es, die bei des Kanzlers Sturz entscheidend mitspielten, sondern Steberthum, Leidenschaften, Intriguen, Aalglätte und Geschmeidigkeit.

Plastisch und lapidar legt Hirn die Triebfedern der Katastrophe bloß in den Worten: „Gerade die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sich Bienner auf eine Frage warf, hat ihn den Einfluss auf deren Lösung alsbald verlieren lassen. Wie überstürzte er sich doch in der Angelegenheit der württembergischen Herrschaften, welch sonderbare Ansichten vertrat er über die Bedeutung der Bündner Briefe! So lief ihm der geschmeidigere Volmar frühzeitig den Rang ab. Wohl amtierte Bienner noch fort, aber nur als geschäftsbesorgendes, nicht als leitendes Organ. Das erfüllte die Seele des so leicht aufbrausenden Mannes mit Gift und Galle. Mit hämischer Verkleinerungssucht begann er dem glücklicheren Rivalen am Zeug zu flicken, ihm die schwersten Vorwürfe zu machen, ohne dieselben begründen zu können. An den Berathungen und Beschließungen über die gerade für die Tiroler Linie so einschneidenden westfälischen Friedensverhandlungen . . . ist der Hofkanzler fast gar nicht betheiligt. . . Während Volmar und sein eng verbündeter Schmauß mit einem ansehnlichen Kreise unterwürfiger Creaturen sich zu umgeben verstanden, dürfte von Bienner der Satz gegolten haben: ‚Freunde sich zu machen, hatte er nicht das Talent, auch nicht den Willen.' Nur wenig Spuren finden sich, welche auf einen kleinen Freundeskreis des Kanzlers hinweisen. So stand er allein. Als ein ins Land gekommener Fremder von Anfang an nicht beliebt, mit der Spitze seiner Zunge und Feder nach allen Seiten hin verletzend, nur eine kurze Zeit getragen vom Vertrauen seiner Fürstin, bald schon auf unterwühltem Boden stehend: also verbringt Bienner seine Kanzlerlaufbahn. Was er geworden, hatten andere werden wollen. Sie hatten nicht allein vor ihm zurücktreten müssen, sie standen auch unter der Ruthe seiner züchtigenden Kritik. Aber enger schloss sich ihr Kreis. Die Gebarung des Kanzlers war nicht tadelfrei und zeigte den Neidern da und dort eine Blöße, die sich verwerten ließ. Boshafte Unterstellungen nahm man hinzu. Nicht schwer hielt es, einem jungen Fürsten, der den Ernst seines Amtes leicht über zerstreuenden Vergnügungen vergaß und ernste Mahnworte nicht gern hörte, Ungeheuerliches zu suggerieren und ihm endlich auch den Namenszug zu entlocken unter einen Urtheilsspruch, welcher dem Verhassten nicht bloß Habe und Gut, sondern auch Leib und Leben absprach. Die gewissenlose Niedertracht, mit welcher man das Gebäude eines sogenannten Processes construierte, die männlich edle Haltung des Kanzlers in seinen letzten Stunden: das lässt ihn in der Geschichte glänzender hervortreten, als es bei Bewertung seines beruflichen Wirkens allein der Fall wäre. Bienners Schicksal macht ihn zum tragischen Helden, der mit seinem ergreifenden Fall mehr als volle Sühne leistet für das, was immer er gefehlt hat."

Jawohl, zu der hohen sittlichen Würde eines Märtyrers ringt sich der Mann, dessen Hinrichtung ein Justizmord war, in der zu Thränen rührenden Einrede empor, die er vor der Justificierung an die Versammelten hielt. Seine Ansprache lautet: „Ich habe das Urtheil und meines gnädigsten Fürsten gefasste Resolution vernommen, dessen ich mich gehorsamst bedanke. Ich war allezeit dem Hause Österreich

treu und auch mit meinem Blute bereit, ihm zu dienen. Es wird nie bewiesen werden, dass ich ihm entgegen gelebt. In Pressburg einst war es, wo ich das erstemal zu einem tirolischen Hofkanzler begehrt wurde. Dieses Amt habe ich ungern angenommen, ja ich bin nach Empfang des Decretes höchlich erschrocken. Erst nach Anhörung einer Messe und Empfang der Sacramente der Buße und des Altars habe ich mich dazu entschlossen. Namentlich bewogen hat mich der damals üble Stand der Grafschaft Tirol. Mich dauerten die armen Pupillen und die Erzherzogin, die nicht einen getreuen Menschen um sich hatte. So habe ich mich denn damals unter dem Schutz Gottes nach Innsbruck aufgemacht und mein Amt unter den schweren Kriegszeiten und großen Gefahren angetreten. . . Solche und andere Dienste habe ich auf Grund meines getragenen Amtes geleistet und bin noch erbötig, Blut und Leben für die gnädigste Herrschaft hinzugeben. Es kann nie bewiesen werden, dass ich das Mindeste gegen die erzherzoglichen Lande oder deren Nutzen ins Werk gesetzt oder gedacht hätte. Dennoch wurde ich meines Dienstes und Rathstitels entsetzt. Und als ich dann die Erstattung des mir schuldigen Geldes, obgleich in der mildesten Form, begehrte, da hieß es geschwind, ans Kreuz mit ihm. . . Aber wie dem auch ist, so will ich Gott und dem Erzherzog zu gehorsamsten und demüthigsten Ehren gern sterben und dem Erzherzog nichts Unbilliges zumuthen. . . Den Erzherzog und alle, die ich vielleicht in meinem Leben beleidigt, bitte ich um Verzeihung, wie ich auch meinen Widersachern, welche die Ursache meines Todes sind, grundherziglich vergebe. Ich weiß, dass ich vor Gott ein großer Sünder bin, und will gern für meine Sünden mein Leben lassen. Aber ich sterbe nicht als Übelthäter, sondern als ein ehrlicher Mann."

Wie ein grell beleuchtender Blitz wirkt auf uns die geradezu frappante Ähnlichkeit, welche Hirn zwischen dem Schicksal Bienners und dem des kurbrandenburgischen Oberpräsidenten Eberhard von Danckelmann (1697) entdeckt. „Beide Männer," sagt er, „stellten sich in scharfen Gegensatz zu ihren Collegen und ließen sie ihre Überlegenheit fühlen. Wie Bienner die Erlässe eines Schmauß und der tirolischen Kammer, so hat der Oberpräsident die Briefe des Kammerherrn Dohna keiner Antwort gewürdigt. Bienner hat die sittenlose Leichtfertigkeit Volmars und seiner Freunde zu brandmarken gesucht, Danckelmann soll Ähnliches an dem einflussreichen Oberkämmerer vor dem Kurfürsten gerügt haben. Die Begräbnisscene mit Montecuculi hat ihr Gegenstück an jenem Kirchgang, wo Danckelmann hohe Herren brüskiert hat. Den tirolischen Ministern und Räthen Volmar, Schmauß, Girardi und Mohr entsprechen im Fall Danckelmann die preußischen Würdenträger Feldmarschall Barfus, General Heyden, Hofmarschall Lottum und Oberkämmerer Kolbe. Nur dass sich diesen auch noch die Kurfürstin beigesellt. Am tirolischen wie am Berliner Hofe bearbeiten die Feinde des Ministers den Fürsten so lange, bis zunächst die Entlassung, noch in gnädiger Form, erfolgt. Bald darauf beginnt bei beiden die weitere Verfolgung mit der Haftnahme und Einleitung des Processes. Kanzler

und Oberpräsident, welche bei der Verabschiedung erklärten, der Amtsbürde längst satt zu sein, wandern ins Gefängnis. Die Glieder der Kette, die man als Anklage gegen sie schmiedet, zeigen eine oft merkwürdige Übereinstimmung. Man möchte manchmal meinen, es sei in Berlin die Causa Bienner copiert worden. In beiden Fällen beruft man sich auf Acten, welche der Angeklagte nicht restituiert habe in hinterhältiger Absicht. Die Klage gegen Bienner wegen der Bündner Briefe findet ihre Parallele im Vorwurf gegen Danckelmann, er habe belangreiche Papiere entfernt oder verbrannt. Jeder wird beschuldigt, er habe wichtige Dinge über die Grenze flüchten wollen. Sie stehen unter der Anklage, geheime Rathsbeschlüsse zurückgehalten, schädliche Münzmandate erlassen zu haben. Der Kastelmaur'sche Weingarten bei Bienner wiederholt sich in der Behauptung, Danckelmann habe verfallene Lehen widerrechtlich an sich gebracht. Die allgemein gehaltenen Klagepunkte sind in beiden Fällen fast wörtlich dieselben: der Angeklagte hat gegen das fürstliche Interesse gehandelt, die Pflicht der Dankbarkeit verletzt, hat Vortheile für sich eigennützig herausgeschlagen, Reichthümer gehäuft. Selbst eine Geschichte mit Versen kehrt wieder im Falle des preußischen Ministers. Dem Verhalten des Erzherzogs entspricht die Äußerung des Kurfürsten, da seine Einkünfte geschmälert seien, müsse er den Verlust zum Theile durch Zurücknahme der an Danckelmann verliehenen Besitzthümer ersetzen. . . In jedem der Processfälle ist das Ergebnis der objectiven Betrachtung dasselbe: der Verfolgte ist nicht freizusprechen von Eigenmächtigkeiten, Uncorrectheiten und Unregelmäßigkeiten; dies alles jedoch konnte kaum ein hinreichendes Substrat sein für ein civilrechtliches, noch viel weniger für ein criminelles Urtheil."

Hirns umfangreiche Monographie ist nicht hausbacken geschrieben. Das Buch vom „Kanzler von Tirol" ist darum berufen, weitere geschichtsliebende Kreise zu interessieren, zumal es auf die territoriale, die allgemeine Verwaltungsgeschichte und die ökonomische Geschichte des betreffenden Zeitraumes höchst anregende Streif- und Schlaglichter wirft.

❦

„Die österreichischen Vögte von Bludenz." Von Hermann Sander. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. Innsbruck 1899. 8°. 92 S.

Schulrath Hermann Sander, Director der Staatsrealschule zu Innsbruck, ist uns kein homo novus. Seine Forschungen auf dem Gebiete der Vorarlberger Geschichte sind vortheilhaft bekannt. Die stattliche Reihe seiner Publicationen zeigt, wie sehr er sich um sie verdient gemacht hat. So veröffentlichte er im Jahre 1883 „Die Feldkircher Unruhen von 1768" und „Über das Begnadigungsrecht der Stadt Feldkirch und des hintern Bregenzerwaldes", 1886 „Die Erwerbung des Vorarlbergischen Gerichtes Tannberg durch Österreich", 1888 „Die Erwerbung der Vorarlbergischen Grafschaft Sonnenberg durch Österreich", 1892 „Beiträge zur Rechts- und Culturgeschichte des Vorarlbergischen Gerichtes Tannberg", 1893 „Einige Actenstücke zur Geschichte Vorarlbergs im Zeitalter des deutschen Bauernkrieges", 1896 „Die Ermordung des

Vorarlbergischen Kreishauptmannes J. A. von Indermauer (am 10. August 1796) und ihre Folgen", 1897 „Zur Erinnerung an Jakob Fehly" und „Der Streit der Montafoner mit den Sonnenbergern um den Besitz der Ortschaft Stallehr und um Besteuerungsrechte (1554 bis 1587)" u. s. w. Würdig reiht sich diesen Publicationen die uns vorliegende Arbeit an. Sie ist ein wertvoller Beitrag zur Verwaltungs- und Culturgeschichte Österreichs und beruht auf gründlichen Quellenstudien.

Die Vogtei war nicht etwa nur eine Bludenz eigenthümliche Erscheinung, sondern wir finden sie in allen vorarlbergischen Herrschaften und weit darüber hinaus. Der Vogt war der Stellvertreter des Herrn. Je öfter dieser von seinem Gebiete entfernt war, und je weiter sich seine Domäne erstreckte, desto wichtiger wurde die Stellung der Vögte. Da die Herren nicht bloß untereinander endlose Fehden führten, sondern auch mit den benachbarten Fürsten, deren „Diener" sie wurden, häufig in den Krieg zogen, so mussten sie in ihren Bezirken durch den Vogt für eine geordnete Verwaltung und zum Theile für eine regelmäßige Rechtsprechung Sorge tragen. Auf solche Weise bildete sich eine ständige Vogtei aus.

Wir gewinnen ein richtiges Bild von dem Wirkungskreise der Vögte aus den Bestallungsbriefen derselben. Die Instructionen erweitern sich zwar im Laufe der Zeit, aber sie haben doch gewisse Hauptpunkte gemeinsam und geben sie theilweise mit den gleichen Worten wieder. Es sind folgende:

1. Der Vogt hat die Obrigkeit, Herrlichkeit und Gewalt des Fürsten fest zu handhaben, ihm davon nichts zu entziehen noch entziehen zu lassen.

2. Er soll sein Aufsehen auf den Landesfürsten und dessen Regierung und Kammer haben. Falls ihm etwas zu schwer ist, so soll er es, wenn es die Obrigkeit betrifft, an die Regierung, wenn es die Kammer berührt, an die Kammerräthe der oberösterreichischen Lande bringen, das heißt, er steht unmittelbar unter Regierung und Kammer und durch diese unter dem Fürsten.

3. Sosehr der Vogt den Vortheil des Fürsten wahrzunehmen und dessen Schaden abzuwenden hat, so soll er doch die Freiheiten und Rechte der Unterthanen achten, sich mit den gewöhnlichen Einkünften begnügen und gleiches Gericht halten den Reichen und den Armen.

4. Die Renten, Zinsen, Gülten, Fälle, Pönen und Bußen hat er fleißig einzuziehen oder einziehen zu lassen und jährlich oder auf Erfordern auf der Raitkammer zu verrechnen.

5. Die Behausung hat er dem Landesfürsten und den von ihm Gesandten offen zu halten, doch auf des Fürsten Kosten.

6. Er hat weder einen Krieg anzufangen noch einen Frieden zu schließen.

7. Seit der Zeit der Gegenreformation wird die katholische Religion als unerläsßliche Bedingung zur Erlangung und Behauptung einer Vogteistelle in den Bestallungsbriefen betont.

Um eine Vorstellung von den Einkünften eines Vogtes zu geben, verweisen wir auf den interessanten Bericht des Bludenzer Vogtes Hektor von Ramschwag vom 20. Juli 1592. Derselbe wird mit der Bemerkung eingeleitet, Regierung und Kammer seien vielleicht in dem Glauben befangen, dass er einen gar überschwenglichen Genuss von seinen Herrschaften habe. Dem sei aber nicht so. Das Erträgnis der Vogtei sei folgendes: 1. Sie hat die Mühle. Diese trug ihm lange Jahre, als das Korn gut gerieth, nicht über 400 Gulden, seit etlichen Jahren jedoch, weil das Korn mehr gilt, beläuft sich das Erträgnis auf etwa 500 Gulden. 2. Sie hat ungefähr 150 Mittmal Ackers. 3. Sie hat den Bezug der Fasnachthennen aus Sonnenberg und Muntafun, während die Bürger von Bludenz und die Ausbürger keine zu reichen haben. Jede Genossenschaft gibt jährlich dafür 12 Gulden, zusammen also 24 Gulden. 4. Das Schloss Bludenz hat einen eigenen Frohnwald zu Gebäuen und Brennholz in Bann geschlagen. 5. Die Vogtei hat das Jagen und die Fischenz. Dagegen muss er von der Mühle jährlich bei der Kammer 45 Gulden 43 Kr. verraiten und den vierten Pfennig, der an der Mühle zerbricht oder mangelt, auf seine Kosten selbst bauen und machen lassen. Dann muss er einen Müllermeister, einen Knecht und einen Buben das Jahr hindurch mit Essen und Trinken erhalten, dem Meister jedesmal seinen Wein geben und dazu diesen mit 36, den Knecht mit 15 und den Buben mit 6 Gulden besolden. Er kann sie, wenn er es nicht zum höchsten anschlägt, mit 200 Thalern nicht wohl erhalten. Die Güter verpachtete er anfangs meistens, und es trug ihm das Mittmal einen halben Gulden Zins. Er sah jedoch, dass hierdurch die Grundstücke verdarben, und er baut und nützt sie wieder seit vielen Jahren selbst; vielleicht bringen sie jetzt mehr ein, aber er muss Knechte und Mägde, Taglöhner und anderes erhalten, so dass zum Theile alles wieder darüber geht, denn dem Schlosse Bludenz wird kein einziger Frohntagwein geleistet. Es wundert ihn höchlich, woher der Brauch stamme, dass die beiden Dörfer Frastanz und Nenzingen, die doch in seiner Verwaltung liegen, dem Schlosse Feldkirch jährlich einen Tag Frohnarbeit verrichten und nicht dem Schlosse Bludenz. Will er einen Arbeiter haben, so bekommt er oft kaum einen, und doch muss er jedem viermal zu essen und zwei Batzen zu Lohn geben. Über das Futter von den Hofgütern stellt er dann seiner Bestallung gemäß vier Pferde und noch zwölf Kühe. Er muss dabei jährlich 60 bis 70 Gulden um Heu und Stroh ausgeben, damit die Schlossgüter im besten Bau erhalten werden. Der Forst, der für den Holzbezug bestimmt ist, liegt so entfernt vom Schlosse, dass ihm das Holz mit Fuhr, Hauen und Scheiten in die 40 Gulden zu stehen kommt; er würde es leichter auf der Bludenzer Holzlände kaufen. Wenn er in den entlegenen Theilen Muntafuns und Sonnenbergs jagt, wo er es nicht von Haus aus thun kann, so geht ihm mehr auf, als die Beute wert ist. Dass er aber jagt und nicht birscht, geschieht deshalb, damit der Forst weniger veröde, und weil er sonst keine Lust und Kurzweile hat. Gefischt wird in etlichen Brunnenbächen, die im letzten

harten Winter sehr entvölkert wurden. Die meisten Fische muss er in seine Haushaltung theuer kaufen. Dann muss er den Untervogt nach altem Herkommen erhalten, der den Richterstab in der Stadt Bludenz führt und die Amtsgefälle einzieht, welche der Vogt jährlich bei der Kammer verraitet. Er besoldet ihn mit 60 Gulden. Täglich wird er ferner von den Unterthanen stark überlaufen. Hier mangelt dies, dort jenes. Er bemüht sich bestmöglich, durch Güte zu vergleichen, damit sie nicht wegen jeder Sache das Recht anrufen, weil hieraus große Unkosten erwüchsen. Davon hat er keinen Pfennig noch Heller. Dem Vernehmen nach haben die früheren Vögte nicht so gewaltet, sondern alles an ihre Untervögte und das Recht gewiesen. Da nun die Regenten und Räthe selbst wissen, dass sonst nicht gar große Kurzweil in Bludenz als an einem wilden Orte sei, so bittet er, ihm als einem alten und getreuen österreichischen Diener sein Gnadengeld und was ihm sonst der Erzherzog gegeben, nicht zu mindern, sondern zu mehren.

Unter den Vögten von Bludenz war Merk Sittich von Embs (1466 bis 1533) der bedeutendste. Er ragte neben Georg von Frundsberg als deutscher Feldhauptmann über alle hervor und trug in der Schlacht bei Pavia, wo am 25. Februar 1525 König Franz von Frankreich gefangen genommen wurde, ganz wesentlich zum Siege bei. Aber auch im Frieden erwies er sich als außerordentlich umsichtiger Verwalter. Es erhellt solches besonders aus einem Schreiben, das die Herrschaften Feldkirch, Bregenz, Hoheneck, Bludenz und Sonnenberg am 24. Juni 1529 an die Regierung zu Bregenz richteten, als König Ferdinand dem Vogt befohlen hatte, ihn auf dem Krönungszuge nach Ungarn zu begleiten. In dem Schreiben wird dem Bedauern Ausdruck gegeben, dass der König Kriegsvolk aus dem Lande nach Ungarn führen und zu diesem Zuge Merk Sittich, auf den sie die größte Hoffnung und das größte Vertrauen setzen, gebrauchen wolle. Die Läufe seien zweifelig und sorglich, und einem großen Theile der Anstößer, die im lutherischen Irrsal verstrickt, sei nicht zu vertrauen. Deshalb bäten sie die Regierung, behilflich zu sein, dass Ferdinand die Herren Merk Sittich und Hans Jakob von Landau, besonders aber den ersteren im Lande bleiben lasse; denn wenn er mit dem besten Kriegsvolke von dannen zöge, würden die Eidgenossen, die sonst ein großes Entsetzen vor ihm haben, und andere lutherische Städte und Landschaften ein großes Herz empfangen, sie aber umsomehr in Schrecken und Furcht gerathen, als das Land durch die drei letzten Feldzüge nach Mailand, Ungarn und Rom von Kriegsvolk entblößt sei. Bleibe Herr Merk, so zweifelten sie nicht, dass sie dann vor der Eidgenossen und ihrer Anhänger Beleidigung und Beschädigung wohl vertragen seien, ja dass sie mit Gottes Hilfe, so es dazu komme, große Ehre erlangten.

So ist Sanders jüngste Monographie eine Fundgrube der mannigfachsten Belehrung. (Schluss folgt)

Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Österreichische Monatsschrift für den öffentlichen Baudienst. Amtliches Fachblatt, herausgegeben im k. k. Ministerium des Innern. Redacteur: Alfred Ritter Weber von Ebenhof, k. k. Ober-Baurath. Redacteur-Stellvertreter: Dipl. Arch. Heinrich Köchlin, k. k. Baurath, und Hugo Franz, k. k. Baurath. Jahrgang VI. Heft XII. Wien 1900. Amtliche Mittheilungen. — Baufortschritt bei dem Floßhafen auf der Kaiserwiese an der Moldau bei Prag. (Hierzu Tafel 50.) — Project für einen Kaiser Franz Josef-Jubiläumsplatz in Wien. Verfasst von A. Lotz, Architekt in Wien. (Hierzu Tafel 51 und 52.) — Allgemeine Erörterungen. — Kleinere Mittheilungen. — Rundschau technischer Zeitschriften. — Ankündigung und Beurtheilung technischer Werke.

Allgemeine Bauzeitung. Österreichische Vierteljahrschrift für den öffentlichen Baudienst. Herausgegeben im k. k. Ministerium des Innern. Redacteur: Alfred Ritter Weber von Ebenhof, k. k. Ober-Baurath. Redacteur-Stellvertreter: Dipl. Arch. Heinrich Köchlin, k. k. Baurath, und Hugo Franz, k. k. Baurath. 65. Jahrgang. 4. Heft. Wien 1900. Der internationale Wettbewerb für den Phoebe A. Hearst-Architectural-Plan der Universität in Californien. Concurrenzentwurf des Architekten Rudolf Dick in Wien. (Hierzu Tafel Nr. 29 bis 34.) — Einzelne Mittheilungen über die in Ausführung stehende internationale Rheinregulierung in Vorarlberg. Von Philipp Krapf, k. k. Baurath. (Hierzu Tafel Nr. 35 bis 39.)

Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Herausgegeben unter der Leitung Seiner Excellenz des Präsidenten dieser Commission Dr. Josef Alexander Freihern von Helfert. Redacteur: Dr. Karl Lind. 26. Band, 4. Heft. Neue Folge. Wien und Leipzig 1900. Prähistorische Funde und Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau. Von Conserv. Heinrich Richlý. (Mit 1 Übersichtskarte.) — Der Kirchenschatz des Klosters Putna und des zu Suczawitza. Vom Corresp. v. Tominć, Erzpriester. — Der Flügelaltar zu Pontebba. Besprochen vom Conserv. Joh. Graus. (Mit 1 Text-Illustration.) — Die St. Antonius-Kapelle bei Krakowetz. Von Conserv. Alois Czerny. — Die Wandbilder des heil. Christoph. Mitgetheilt von Paul Grueber, Conserv. II. (Mit 1 Tafel.) — Der Altar in der Pfarrkirche zu Maria-Gail. Besprochen vom Conserv. M. Größer. — Kunsttopographisches aus Südtirol. Von Prof. Dr. Hans Schmölzer, Conserv. III. — Alte Glasgemälde in Judenburg. Von A. Löw. — Die prähistorische Ansiedlung auf dem Rainberge in der Stadt Salzburg. Von A. Petter, Conserv. (Mit 3 Beilagen.) — Die Kirche von Gufidaun in Tirol. Von Conserv. Karl Atz. (Mit 1 Text-Illustration.) — Die Pfarrkirche zu Maria-Himmelfahrt in Fließ. Besprochen vom Conserv. Joh. Deininger. (Mit 2 Text-Illustrationen.) — Die heil. Kreuzkirche zu Reichenberg.

Von Conserv. Prof. R. Müller. (Mit 1 Text-Illustration.) — Die Baudenkmale des ehemaligen Cistercienser-Frauenklosters St. Bernhard bei Horn (Niederösterreich). Von Conserv. P. Friedrich Endl. (Mit 2 Text-Illustrationen.) — Ausgrabungen auf der Stätte der Römerstadt Poetovio. Von Conserv. Prof. Dr. W. Gurlitt. (Mit 1 Beilage, 1 Plane und 2 Text-Illustrationen.) — Zwei Funde aus der älteren Bronzezeit. Von Dr. M. Much. (Mit 2 Text-Illustrationen.) — Beweinung Christi. Holzsculptur im Museum Francisco-Carolinum in Linz. Von Dr. Fritz Minkus. (Mit 1 Text-Illustration.) — Prähistorische Funde nächst der Station Getzersdorf. Von Georg Baumgartner, Stiftskämmerer. (Mit 6 Text-Illustrationen.) — Funde am Loibenberge. Berichtet vom Conserv. k. k. Bergrath Riedl. (Mit 1 Beilage.) — Notizen. 36 bis 75. (Mit 1 Tafel und 10 Text-Illustrationen.) — Ersatzblatt für Seite 21 und 22 aus dem 1. Hefte.

Kunst- und Kunsthandwerk. Monatsschrift des k. k. Österr. Museums für Kunst und Industrie. Herausgegeben und redigiert von A. v. Scala III. Jahrgang. Heft 12. Wien 1900. Die Juwelierkunst auf der Pariser Weltausstellung. Von Fr. Minkus. — Die Kunst in der Kinderstube. Von P. G. Konody. — Aus dem Wiener Kunstleben. Von Ludwig Hevesi. — Kleine Nachrichten. — Mittheilungen aus dem k. k. Österr. Museum. — Literatur des Kunstgewerbes.

Statistik der in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern im Betriebe gestandenen Locomotiv-Eisenbahnen. II. Band. 1899. Bearbeitet vom statistischen Departement im k. k. Eisenbahn-Ministerium. Wien 1900. Einleitung. — Bestand und Verwaltung der dem öffentlichen Verkehre dienenden Locomotiv-Eisenbahnen in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nebst einer Zusammenstellung der auf die Anschlüsse zwischen diesen Eisenbahnen und dem Auslande bezüglichen Staatsverträge. — Ausdehnung der Eisenbahnen. — Bauliche Anlagen. — Anlagecapital. — Stand und Beschaffungskosten der Fahrbetriebsmittel. — Leistungen der Fahrbetriebsmittel. — Verbrauch und Kosten des bei den Leistungen der Fahrbetriebsmittel verwendeten Materiales. — Erhaltungs- und Umgestaltungskosten der Fahrbetriebsmittel. — Verkehr. — Finanzielle Betriebsergebnisse. — Personal. — Unfälle beim Eisenbahnverkehr. — Beförderte Verkehrsgegenstände.

Österreichische Statistik. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Central-Commission. LIII. Band, 2. Heft. Wien 1900. Die Ergebnisse des Concursverfahrens in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern im Jahre 1896.

Statistische Monatsschrift. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Central-Commission. Neue Folge. IV. Jahrgang. (VIII. und IX.) August-September-Heft. Wien 1900. Die nächste Volkszählung. Von Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg. — Die Zwangsversteigerungen von Liegenschaften im Jahre 1898. Von Dr. J. Winckler. — Mittheilungen und Miscellen. — Literaturberichte.

Österreichisches statistisches Handbuch für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Nebst einem Anhange für die gemeinsamen Angelegenheiten der Österreichisch-ungarischen Monarchie. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Central-Commission. 18. Jahrgang 1899. Wien 1900.

Zeitschrift für Volkswirtschaft, Socialpolitik und Verwaltung. Organ der Gesellschaft österreichischer Volkswirte. Herausgegeben von Eugen v. Böhm-Bawerk, Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Ernst v. Plener. 9. Band, I. und II. Heft. Wien und Leipzig 1900. Dr. E. Seidler: Die Reform des österreichischen Wasserrechtes. — Dr. O. Jaeger: Die Grundlegung der theoretischen Nationalökonomie durch Adam Smith. — G. Bunzel: Zur österreichischen Handels- und Verkehrspolitik. — Verhandlungen der Gesellschaft österreichischer Volkswirte. Dr. G. Habermann: Stadt und Land in Gesetzgebung und Verwaltung. — Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst: Das Problem des Minimallohnes im Lichte der christlichsocialen Literatur katholischer Richtung. — A. S. Levetus: Großeinkaufs-Genossenschaften in England und Schottland.

Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Innsbruck.

Sonnenwende.

Von Bartolo del Pero.

Sonnenwende, Sonnenwende,
Neuer Hoffnung warmer Strahl,
Neuen Lichtes goldne Spende,
Sei gegrüßt vieltausendmal!
Längst erstarrt, ruht kraftverlassen,
Was an Leben einst so reich —
Längst erstarrt in Zank und Hassen,
Ruht Dein Wandel, Österreich!
Eingefroren sind die Quellen,
Zugedeckt mit tiefem Schnee,
Allenthalben wachsen, schwellen
Völkernoth und Winterweh.
Doch in Millionen Herzen
Noch der Liebe Flamme loht,
Und wie Schnee zerschmilzt im Märzen,
Wird zerrinnen Nacht und Noth.
Und Dein Friedensstern wird glühen
Wieder, o mein Vaterland,
Hoffnungsreich Dein Frühling blühen,
Der im Kampfe Dir entschwand!
Ja, die Lieb' zum Vaterlande
Wird zu seiner Völker Heil
All die starren Winterbande
Sprengen gleich dem Sonnenpfeil.
Sonnenwende, Sonnenwende,
Neuer Hoffnung warmer Strahl,
Neuen Lichtes goldne Spende,
Sei gegrüßt vieltausendmal!

Aus dem Nachlasse Adolf Pichlers †.[1])

Innsbruck. **Epigrammatisches.**

Es treibt der Sturm Euch kreuz und quer,
Ihr armen Schifflein, hin und her;
Ob Eure Flagge so, ob so,
Ob Eure Ladung traurig, froh —
Es bleibt sich gleich, wenn Ihr verfehlt
Des Lebens Ziel, das Ihr erwählt!

Oben aus und nirgends an!
  Ist der Hexen Regel,
Und so brauchen sie zur Fahrt
  Compass nicht, noch Segel.
Trägt Euch vorwärts das Genie?
  Ach, zum bittren Hohne
Könnt Ihr Euch bewegen nicht
  Ohne die Schablone!

Wenn die Finger Du verbrannt,
Hast das Feuer Du erkannt;
Wird Erfahrung nützlich sein
Mit der Lehre hintendrein?

Es würde Correcturen geben,
Könnt'st Du das Leben zweimal leben!

Wenn das „Wenn" und das „Aber" nicht wär',
Dann wär' das Leben weniger schwer!

Was sich nicht von selber dichtet,
Ist im vorhinein gerichtet!

Dichtungen von Paul Greußing.

Hall in Tirol. **Nachtgebet.**

Der Tag verglüht in Flammenpracht,
  Mein Herz zum Meister fleht,
Sein höchstes Glück, sein tiefstes Leid,
  Es wird ein Nachtgebet.

---

[1]) Ihr noch vom Verewigten selbst mit dankenswerter Liberalität zur Verfügung gestellt. Die Red.

Wie ist die Welt so abendschön,
Zum Traumlicht wird der Glanz,
Die Erde schläft, vom Himmel fällt
Ein stiller Silberkranz!
O Herz, wie mag es möglich sein:
Du birgst so reichen Schatz,
Die ganze Welt, ein Gottesreich —
Wo hat dies alles Platz?

Verklärt.

Meine Seele möchte schweben
In das weite, stille Blau,
Zu den weißen Wolkenzügen
Ob den Bergen wettergrau!
Menschen eilen stumm vorüber,
Kennen meine Sehnsucht nicht,
Meine Sehnsucht, mein Verlangen
Nach dem fernen Ätherlicht.
Und sie können's nicht begreifen,
Was mein Lied erstrebt, erfleht,
Dass mein Herz oft nah dem Throne
Eines großen Geistes steht . . .
Ach, ich höre dann ein Singen,
Aus den Höhen bringt's der Wind,
Und ich glaub', es küsst der Vater
Sein verlassnes Erdenkind!

Schlittenfahrt.

Innsbruck. Von J. Weis.

Hüll' Dich nur dicht in Fell und Pelz,
Und schmiege Dich an meine Seite —
Wie geht es durch den Schnee des Felds
So fließend in die blanke Weite!
Die Pferde klingeln frisch den Weg,
Der Schlitten murmelt im Geleise,
Und wenn Du träumen willst, so leg'
An meine Brust Dein Köpfchen leise!
Um uns herum der weiche Flaum
Von tausend stillen weißen Flocken:
Ist es, Geliebteste, ein Traum,
Und hören wir die Weihnachtsglocken?

Des Vaters Schuld.

Aus dem Slovenischen des Janko Kersnik übersetzt von A. Funtek.

Laibach. (Fortsetzung.)

Die Charwoche war herangekommen, und die Salweide trug schon ihre gelben Kätzchen. Unter dem Hange blühte allüberall die weiße Nieswurz, und dazwischen schwankten die blauen Köpfchen des Leberkrautes.

Damals geschah es, dass die alte Großmutter wirklich für ewig von Kačons Hofe schied, und es dauerte nicht mehr lange, so nahm Mutter Barba ihren Platz auf dem Ofen ein, von wo aus sie mit scharfen Augen alle Vorkehrungen der jungen neuen Hausfrau beobachtete.

Jerica war nicht ungeschickt, vielmehr flink und fleißig, aber manchmal stellte sie wohl eine Schüssel anders, als es Barba gewohnt war, oder die Grütze war nach der Ansicht der Mutter nicht so abgeschmalzen, als sie dies zu thun pflegte. Und bei solchen Anlässen fielen mitunter scharfe Worte. Auch Režika war keine sonderlich offene oder freundliche Schwägerin, und die Magd, welche im Dienste der neuen Bäuerin geblieben, hielt es doch mehr mit der früheren.

Tomaž Kačon hatte an dem Auszüglerleben so recht sein Gefallen gefunden. Was er sich ausgesprochen, reichte hin, um nicht hungern zu müssen, und da er überdies einen versteckten Beutel Thaler aufbewahrte und bei den Leuten noch beträchtliche Forderungen ausstehen hatte, brauchte er seitens des jungen Ehepaares keine schroffen Reden oder scheelen Blicke zu befürchten.

Den eigentlichen Hausherrn hatte er bisher nicht abgestreift, und wie vormals besichtigte er früh morgens die Ställe und gab seine Weisungen oder, besser zu sagen, seine Rathschläge, was heute zu thun und morgen in Angriff zu nehmen wäre. Seine Worte waren wohlmeinende Rathschläge, trotzdem galten sie für alle als — Befehle.

Sämmtliche Insassen meinten auch, es sei gut so, denn Janez' Wort hatte auf dem Hofe noch keine rechte Geltung. Er gieng seiner Wege und arbeitete wie in den letzten Jahren, führte seine Gespräche am liebsten mit den beiden Knechten und dem Hirten, bezog mit Vorliebe sein altes Lager im Stalle und ließ seine junge Frau allein in der Kammer, die Vater und Mutter geräumt hatten. Er benahm sich seiner Frau gegenüber nicht zuvorkommend, aber auch nicht schroff und grob; zumeist beachtete er sie nicht, als wäre sie nicht da. Daher bemerkte er nicht ihre geschwollenen, gerötheten Augen, wenn sie morgens Holz in den Ofen legte und das Frühstück bereitete, und sah nicht die Spuren der Thränen, welche sie nachts geweint und mit kaltem Wasser abzuwaschen sich bemühte.

Jerica hatte so viel von Janez' Verhältnis mit Lukec' Lenka gewusst, als man damals von jenem Processe gesprochen und gemunkelt hatte. Zur Zeit ihrer Heirat war sie überzeugt, es sei alles in Ordnung, und meinte, Janez, der Sohn des reichen Bauers, sei das Opfer einer eigennützigen, leichtsinnigen Dirne geworden, aber sonst vollkommen schuldlos und habe sich nur auf ehrenhafte Weise aus der ihm schlau gelegten Schlinge gezogen. Auch kam es ihr in den ersten Wochen, in den ersten Monaten ihrer Ehe trotz des seltsamen und verletzenden Verhaltens ihres Mannes nicht in den Sinn, anders über jenes ihm aufgebürdete Verhältnis zu urtheilen als so, dass er unschuldig sei. Es beleidigte sie, dass er nicht ständig mit ihr ihre Kammer theilen wollte, denn sie fühlte den Spott der Familienmitglieder und des Gesindes, war jedoch zu stolz, ihm je sein Benehmen vorzuwerfen.

In der Charwoche war es einmal, dass Jerica schon früh morgens das Feuer im Ofen hinter dem Herde anmachte. Plötzlich eilte die Magd, welche bei der Großmutter in der Nebenstube schlief, herbei und schrie, die Alte liege im Sterben.

„Wo ist Janez?" rief das junge Weib, setzte aber sogleich hinzu: „Warte, ich will ihn rufen, wecke Du inzwischen Vater und Mutter!"

Die Magd hastete hinauf ins Stockwerk, Jerica hingegen lief in den Stall. Janez' Bett war leer. Näher tretend, erkannte sie, dass er sich heute nachts gar nicht gelegt hatte.

„Janez, Janez!" rief sie mit lauter Stimme, indem sie ihn oben auf dem Heuboden wähnte.

Keine Antwort, bloß die beiden Knechte wurden wach.

Die Bäuerin eilte zurück ins Haus und sann in ihrer Aufregung nicht einmal über den jetzigen Aufenthalt ihres Mannes nach.

Tiefe Nacht bedeckte die Erde, nur das sich dem Westen zuneigende Siebengestirn meldete den nahen Anbruch des Morgens.

Bei der Großmutter, die sich ihrer selbst nicht mehr bewusst war, sondern bereits die ersten Augenblicke des ewigen Schlafes schlief, standen Tomaž und Barba, während die Magd im Vorhause weinte.

„Sie ist eingeschlafen, ist todt!" meinte Tomaž.

„Wie gut — sie hat erst in der vorigen Woche gebeichtet!" fügte Barba hinzu.

„Es kam sehr schnell," mischte sich die Magd ins Gespräch, „sie athmete etwas schwer, dann sputete ich mich aus der Stube —"

„Wo ist Janez?" fragte der alte Kačon.

„Nicht da!" versetzte die junge Frau kalt, eisig, fast heiser.

„Nicht da!" riefen Vater und Mutter und blickten sich betroffen an. Die Magd schmunzelte durch ihre Thränen hindurch und zwinkerte bedeutsam mit den Augen.

Jetzt stürzte Nežika herzu, kniete am Lager der Großmutter nieder und brach in lautes Weinen aus.

„Bring die Kerze! Und Weihwasser!" befahl Tomaž barsch, und Jerica eilte fort aus der Stube, denn beides hatte sie in ihrer Verwahrung.

Nachdem sie die Alte im Bette aufgerichtet, drückten sie ihr den Rosenkranz in die Hände, besprengten sie mit Weihwasser und steckten die geweihte Wachskerze an ihr Kopfende; Tomaž gab dem Hirten den Auftrag, nach Kraxen zu laufen, um beim Mesner das einer solchen Frau gebürende Geläute zu bestellen.

Der Hirte rannte über die Anhöhe, vom Wege her aber knarrten schwere Mannestritte.

Tomaž blieb vor dem Hause stehen und harrte des Ankommenden. Es war dunkel, und nur ein leises Lüftchen verkündigte die binnen einigen Augenblicken im Osten aufflammende Morgenröthe. Man vermochte auf zehn Schritte niemand zu unterscheiden, doch Tomaž wusste, der Ankömmling sei sein Sohn! Eine böse Ahnung erwachte in seinem Herzen, und als hätte er ihm zu gebieten wie einstens dem zehnjährigen Knaben, fuhr er ihn an: „Wo warst Du, Nachtschwärmer?"

„Was kümmert's Euch?" brauste Janez auf und reckte sich vor dem Alten kerzengerade in die Höhe.

„Was es mich kümmert? Wart', ich will's Dir zeigen!"

Bei diesen Worten packte ihn der Alte mit knochiger Hand am Kragen, fasste ihn mit der anderen Hand am Gürtel und schleuderte ihn blitzschnell mit aller Wucht zu Boden.

Bevor sich Janez erhob, schritt der Vater ins Haus und gerade ins Schlafzimmer. Der junge Mann aber fuhr mit einem wilden Fluch empor, raffte den vor der Dachrinne liegenden Griff eines gebrochenen Dreschflegels auf und stürmte ins Vorhaus dem Vater nach. Plötzlich erblickte er durch die offene Thür im Nebenzimmer ein flimmerndes Licht und darunter das wachsgelbe Todtenantlitz der alten Großmutter.

„Wa—a—s? Wa—as ist das?" stammelte er erschreckt.

„Todt ist sie!" sprach an seiner Seite Jerica und brachte in die Stube zwei weiße Tücher, um sie nach Bauernsitte beiderseits zu Häupten der Todten zu legen.

Janez ließ den Griff sinken, fiel in die Knie und bedeckte sein Gesicht.

Drinnen im Stübchen besprengte Mutter Barba, den Wacholderwedel in der Hand haltend, die Großmutter noch immer mit Weihwasser, hierauf kniete sie nieder, und dasselbe thaten die anderen Weiber.

„Für die Seele der Verstorbenen — für ein gnädiges Gericht — Vater unser, der Du bist in dem Himmel!" klang das halblaute Gebet durch die enge Thüre, und der junge Mann an der Schwelle betete mit jenen und antwortete, ohne zu denken, was seine Lippen flüsterten: „Und vergib uns unsere Schulden, wie . . ."

Nachdem sie abgebetet, erhob er sich auch, trat näher und besprengte mit zitternder Hand die todte Großmutter.

Dann verließ er eilends das Haus, warf seinen Rock auf den Holzblock vor dem Stalle und langte nach der Mistgabel, um sein tägliches Geschäft beim Vieh zu verrichten.

Die helle Frühlingssonne leuchtete auf Brezova Poljana. Es ist dies ein breiter Grat hinter Koreno, an seinem oberen Ende dicht mit jungem Buchen- und krummem Kiefernholze bewachsen, im unteren Theile ausgehauen und kahl; hohes Heidekraut bedeckt den rothlehmigen Boden, und in den kleinen Gräben, die sich allmählich zu Thale senken, wuchert immergrünes Moos auf sumpfigem Boden.

Hier in Brezova Poljana hatte außer anderen auch Kačon seine Au, die ihm Streu fürs Vieh und schlechtes Brennholz lieferte; einen anderweitigen Ertrag erzielte er daraus nicht.

Im duftigen Heidekraut am Fahrwege, der sich übern Grat hinzieht, lag heute ein ältlicher, augenscheinlich ermüdeter, kleingewachsener Mann, der, mit beiden Fäusten den Kopf stützend, die im milden Südwinde am tiefblauen Himmel dahinsegelnden Wolken betrachtete. Neben ihm stand ein breiter, mit einem zerfetzten Rocke bedeckter Hühnerkäfig; dessen Besitzer ruhte nämlich in Hemdärmeln trotz des feuchten Lagers und des nicht übertrieben warmen Wetters. Der Inhalt des Käfigs wäre schwer zu errathen gewesen, wenn nicht daraus manchmal ein dumpfes Brummen und Knurren gedrungen wäre, das, immer höher sich steigernd, zuletzt in ein schrilles Miauen ausklang. Und wurde dieses allzu laut, so ergriff der Alte den an seiner Seite liegenden Krummstock und schlug, Ruhe gebietend, auf den Käfig. Das Klettern und Kratzen an den Sprießen des Käfigs bewies, dass sich die Insassen unfreiwillig dem Gebote fügten, worauf sie sich einige Zeit stille verhielten, bis sich nach kurzer Pause die frühere Scene wiederholte.

Auf dem Fahrwege knarrte ein zweispänniger Ochsenwagen heran, und der Alte erhob sich halb aus dem Heidekraute, um sich den Fuhrmann anzusehen.

„Aha, der alte Kačon!" brummte er und verzerrte die dicken Lippen zu einem höhnischen Grinsen. Darauf warf er sich wieder auf den Rücken und presste seine Fäuste unter den Kopf.

Hätten sich die Käfiginsassen stille verhalten, so wäre Kačon vorübergefahren, ohne auf diese Gäste im Heidekraut zu achten; doch just jetzt ertönte ein wiederholtes „Miau", und die erschreckten Stiere wollten laut schnaubend geradeaus über den unteren steilen Hang hintraben.

„O— o—o—o—i!" schrie Tomaž und brachte seine Ochsen mit Mühe zum Stehen. Jener im Heidekraute aber hieb auf den Käfig und kreischte: „Ruhe, Ruhe!"

„Dass Dich der Donner! Du verdammter Katzenonkel, was führt denn Dich herüber?" so begrüßte ihn Kačon anfangs fast zornig, dann jedoch, ihn erkennend, mit freundlichem Ton und ebensolchem Gesichte.

Der Katzenonkel — so hieß wahrhaftig dieser Alte — hob den Kopf aus dem Heidekraute, ließ ihn aber sofort wieder auf seine Fäuste sinken.

„Bin ich Dir etwa im Wege?" sagte er missgestimmt und gleichgiltig, als spräche er in die Luft.

Tomaž trieb seine Ochsen seitwärts unter einen dichten Buchenstrauch, von welchem sie sogleich gierig das frische Grün abzureißen

begannen, während er selbst in Hemdärmeln wie der Katzenonkel im Heidekraut, seine Wacholderpeitsche auf den Boden stützend, auf den Angeredeten zuschritt. Dort klopfte er auf den Käfig und sprach gutmüthig, insoweit ihm dies möglich war: „Na, da werden wieder etliche Groschen zu verdienen sein!"

Der Katzenonkel rührte sich nicht, sondern schielte nur seitwärts bald auf Tomaž, bald auf die gegenüberliegende Seite; in seinem Gehirne, das beileibe nicht so ungefüg war, wie sein Besitzer aussehen mochte, tauchte jetzt allein der Gedanke auf, woher die heutige Freundlichkeit Kačons stamme, der sonst keineswegs eines solchen Bettlers achtete, wie es der Katzenonkel tagtäglich war, ob er auch einen vollen Käfig Katzen und Kater einfieng. Und weil ihm die Sachlage gänzlich unklar erschien, sprach er kein Wort außer dem langgedehnten „A-au-au-au", als könne er vor lauter Schlafsucht bloß gähnen.

Tomaž setzte sich langsam ins Heidekraut, zog seinen Nasenwärmer sammt Tabaksbeutel aus der Tasche und schlug Feuer an.

Dies rührte auch den Onkel bis in die Seele.

„Hast Du einen — croatischen?" fragte er bedeutsam.

„Er ist gut, sag' ich," erwiderte Kačon und reichte ihm seinen Tabaksbeutel.

„Manchmal kriegt man ihn noch, aber es hält verdammt schwer!" meinte jener, indem er schon aufrecht saß und den wohlriechenden Tabak in seine schmutzige Pfeife stopfte.

Darauf saßen sie längere Zeit schweigend zu beiden Seiten des Käfigs und bliesen den Rauch in die frische Frühlingsluft. Jeder wartete auf eine Anrede des anderen; der Onkel fühlte, dass Tomaž etwas auf dem Herzen habe, letzterer indes suchte das Ende des richtigen Fadens, um an sein Ziel zu gelangen.

Im Käfig meldete sich ein Kater, und dies brachte das Gespräch in die rechte Bahn.

„Woher hast Du den Kater, der so zornig ist?" begann Tomaž.

„Dem Lukec von Koreno gehört er!" versetzte der Onkel scheinbar leichthin, blickte aber unter den buschigen Brauen sehr boshaft auf seinen Nachbar.

„I, verkauft denn Lukec schon seinen Kater? — Wo ist denn seine Ziege hin?" fragte Kačon weiter, indem er auf den gegenüberliegenden Hügel starrte, von welchem die weißen Mauern der Kirche von Zlatopolje freundlich hinunterleuchteten. Doch er sah nichts, weder die blinkende Kirche noch den grünbewachsenen Buchenwald im Hintergrunde, noch die dichten Rauchwolken, die seiner Pfeife entstiegen.

„Die Ziege braucht er fürs Kind — weißt Du, Kačon, für jenes kleine Mädchen."

„Warum füttert er's zuhause? Mag's dienen gehen!"

„Wer? Das Kind?"

„Ach was, das Kind! Das Mädchen, die Dirne selber!"

„Nimmst Du sie etwa? Aber wieso denn, bist jetzt der Alte wie ich und hast im Hause nicht viel mitzureden! Aber die Jungbäuerin nimmt sie vielleicht?"

„Teufel! Schweig!“ schrie Tomaž und schlug mit seinem Peitschenstiele über den Käfig.

„Was hast Du nur, Tomaž? Wozu die dumme Rederei? Ärgert Dich Dein heimischer Käfig, so lass wenigstens den meinigen in Frieden!“

„Wer sagt Dir, dass er mich ärgert? Doch Du selber schwätzest, wie's Dir andere einreden, und dieses Geschwätz ärgert mich.“

„Hm, hm,“ machte der Onkel. Er überdachte nochmals blitzschnell das bisher Gesprochene, und in seinem findigen Kopfe begann es seltsam zu dämmern. Der Fuchs ahnte bereits, in welcher Absicht sich Kačon an seiner Seite niedergelassen. Es empfahl sich daher, die Taktik zweckgemäß einzurichten, denn ein Verdienst wäre ihm höchlich erwünscht gekommen.

„Du meinst, ich plappere? Warum nicht gar, aber meine Knochen klappern! In meiner Tasche stecken lauter Brosamen, und ich habe nichts, um mir die Nase abzuwischen. Für diese Katzen hier gibt mir der Mesner in Raholo vier Groschen, und die müssen dann ein halbes Jahr hindurch als Zulage für Tabak, für Kleider ausreichen — zuhause jagen mich die beiden Jungen vom Tische, und draußen unter der Dachrinne habe ich meine Schüssel. Und warum? Weil ich Katzen einfange und sie verkaufe, um etwas zu verdienen!“

„Man sagt, Du ziehst ihnen das Fell über die Ohren.“

„Sapperment! Habe noch niemals eine erschlagen, geschweige denn abgeschunden! Lebendig trage ich sie hinunter zum Mesner, und der thut dann das Seinige und verkauft die Felle. Verdienen aber mag ich gerne, um eine Aufbesserung zu haben. O jawohl, verdienen mag ich recht gerne!“

Die Taktik des Katzenonkels erwies sich als richtig, denn Kačon legte sein Gesicht in die gewinnendsten Falten, streckte sich der Länge nach ins Heidekraut, stützte den Kopf in die linke Hand und lugte hinter dem oberen Ende des Käfigs hervor auf seinen Kameraden.

„Onkel,“ sagte er zwar etwas hochfahrend, doch ziemlich freundlich, „Onkel, einiges könntest Du Dir mit Leichtigkeit verdienen, wenn Du wolltest, mit Leichtigkeit, sag' ich, und Du dürftest zufrieden sein.“

Jener that wie die Schnecke, wenn man ihre Fühler berührt.

„Einem ehrlichen Verdienste gehe ich nicht aus dem Wege, sag' ich, Kačon! Einem ehrlichen Verdienste, Ihr kennt mich ja alle! Niemand weiß etwas Unehrenhaftes von mir.“

„Wahr ist's, ich bestätige es! Ehrlich bist! Ehre, dem Ehre gebürt.“

Als Tomaž eine Zeitlang schwieg, erstand im Kopfe des Onkels der unangenehme Gedanke, dass Kačon, falls er zu lange über die Sache, bei welcher ersterer etwas zu verdienen hoffte, nachsänne, ganz und gar verstummen und den erwähnten Verdienst jemand anderem zuwenden könnte. Daher erschien es ihm als eine Nothwendigkeit, seinen früher strenge hervorgehobenen Begriff der Ehrlichkeit theilweise ins rechte Licht zu stellen.

„War denn jener Heilige oder Stammvater Jakob auch ehrlich, als er seinem Bruder um einige Löffel Erbsen oder Linsen dessen Grund und Boden abkaufte?"

„Hat ja keinen Grund und Boden gekauft."

„Je nun, ich weiß es nicht, aber auf Grund und Boden saß er dann; jener indes, der denselben verkauft hatte, erhielt sein Erbtheil und gieng in die Welt — stimmt's?"

„Was weiß ich!"

„Ich auch nicht! Aber Kauf und Verkauf, beides geschah ehrlich."

„So ist's," bekräftigte Kačon. „Was einer verkauft, das hält. Doch pass auf! Du könntest einen guten Handel machen. Leer gehst Du nicht aus. Ich möchte gerne irgendwohin einen Mann senden, und dafür wärst Du der richtige. Du kannst reden und schweigen, und um Gottes Lohn wird's auch nicht sein."

„Warum denn nicht? Sprich nur! Und gib etwas vom Croaten her!"

Tomaž warf ihm bereitwilligst seinen Tabaksbeutel über den Käfig zu und fuhr fort:

„Sieh, Onkel, Du kommst viel herum und warst heute auch bei jenem Diebskäuschler, bei Lukec."

Der Katzenonkel sog aus Leibeskräften den Rauch des Feuerschwammes in sich, um ja nicht antworten zu müssen.

„Du weißt schon, ich kann und will nicht zu diesen Leuten ins Haus, und wäre mein Magen mit Spinnweben angefüllt! Aber Du könntest dort als Mann ein Wort reden, als mein Mann."

„Warum sollt' ich's nicht?" bestätigte jener.

„Sag' Lukec, ich gebe ihm hundert Thaler, schickt er seine Dirne fort, in einen Dienst — fort von hier, was weiß ich, nach Laibach oder nach Triest, nur fort! Hundert Thaler! Umsonst thust Du's ebenfalls nicht!"

„Gut gesprochen, Tomaž! Aber sage ich zu Lukec: Hundert Thaler, so sagt er: Zweihundert. Lieber biete ich einen Fünfziger!

„Wie Du glaubst — ich gebe hundert Thaler! Erhandelst Du was, so gehört's Dir."

„Das ist ein Wort!"

Kačons Ochsen hatten inzwischen das Buchengebüsch ganz abgefressen und trotteten nun bergaufwärts. Tomaž erhob sich, so schnell es gieng, und trieb, sein „O-o-o-oi" kreischend, die Thiere auf den Fahrweg, worauf er, ohne sich umzusehen, in seine Au fuhr.

Auch der Katzenonkel erachtete die Verabredung als abgemacht. Er stand langsam auf, warf seinen zerfetzten Rock um die Schulter, schob den Krummstock unter die Rebenwinde ober dem Käfig und schwang diesen auf den Rücken. Vier verschiedenfärbige Katzen streckten sich scheu auf den Sprießen.

So beladen, stieg das Männlein auf dem engen Pfade hinunter in den dornigen Graben und kroch sodann auf der gegenüberliegenden Seite wieder über Gestrüpp und Farnkraut, indem es vorsichtig allen Gangwegen auswich.

Die Zulage, die sich der Katzenonkel aus dem Verkaufe der gefangenen Katzen herausschlug, wurde wohl recht bitter verdient!

❦

Kačon hätte für die heikle Sendung keinen besseren „Mann“ als den Katzenonkel finden können. Leute seinesgleichen, die infolge eingewurzelter Vorurtheile verachtet werden und nahezu ganz aus der übrigen, sonst nicht gerade wählerischen Gesellschaft ausgeschlossen sind, haben in der Regel ein feines Gehör und Gefühl für die Schwächen jener, die sie meiden; und weil sie mit Wohlthaten spärlich bedacht werden, so verstehen sie auch, jede unangenehme Lage ihrer Verächter, in welcher dieselben sie benöthigen, zu ihren Gunsten auszubeuten.

Der Katzenonkel wollte einen Verdienst haben und zwar, wie er sagte, einen ehrlichen Verdienst. Daher bedeuteten Kačon und Lukec, Lenčika und ihr Kind für ihn nur todte Ziffern, mit denen er rechnete, um für sich selbst etwas zu gewinnen: nicht die versprochene Abfindungssumme, sondern sein eigener Gewinn bildete seine Hauptsorge. Es war auch nicht nothwendig, eine Kleinigkeit im Interesse Kačons abzuhandeln, und hätte dieser den Betrag nicht mit solcher Bestimmtheit festgesetzt, so hätte sich der Katzenonkel gewiss nicht zum Vermittler hergegeben; jetzt aber kannte er die Grenzen, in denen er sich zu bewegen hatte, um selbst einen erklecklichen Profit einzuheimsen.

Es war am dritten Tage nach seinem Zusammentreffen mit Kačon in Brezova Poljana. Lukec war mit dem Umgraben des kleinen, unterhalb der Hütte befindlichen Hanges, der seinen ureigensten Besitz darstellte, beschäftigt, während Mutter und Tochter oben im Vorhause Erdäpfel zuschnitten; es war Zeit, sie auszusetzen. Lukec verrichtete missmuthig seine Arbeit, blieb öfters stehen und starrte, auf seine Haue gestützt, den Wölkchen am Himmel nach.

„Ei, hast Du Dünger aufgeführt, Lukec?“ meldete sich unten auf dem Pfade eine bekannte Stimme.

Der Katzenonkel stand dort in seinem gewöhnlichen Anzuge, jedoch ohne Käfig.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Das Dante-Monument in Trient.